

te wenden. **SCHWEIGEN** ist laut, mächtig, gefährlich, erleichternd, zerstörerisch, überwindbar. Ein Magazin über die unterschätzteste Form der Kommunikation. Bitte we



© UNICEF/UNIST/IS78/Frank Dap

GEMEINSAM GEGEN COVID-19

Kinder weltweit brauchen unsere Unterstützung. Bitte spenden Sie!

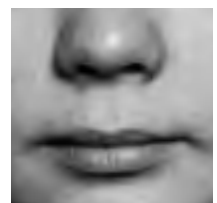
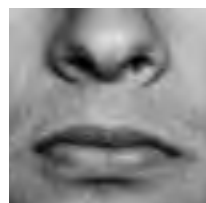
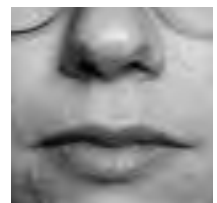
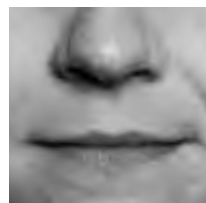
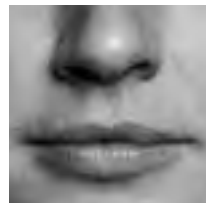
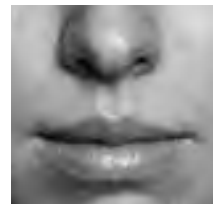
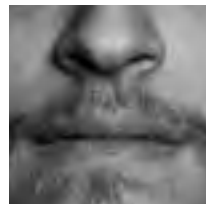
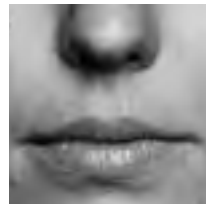
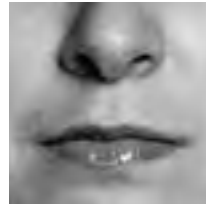
IBAN DE57 3702 0500 0000 3000 00 | Stichwort: Corona | www.unicef.de

unicef 
für jedes Kind

Schweigen oder Reden?
klartext-magazin.de/58AB

Editorial

SCHWEIGEN IST ooo



Fotos: Wolfgang Maria Weber

IMPRESSUM

Schweigen
Klartext Nr. 51 | 58B
Redaktionsschluss: 19. Juni 2020

Herausgeberin
Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 89 235 57 40
www.djs-online.de
post@djs-online.de

Chefredaktion
Jonas Kraus, Jennifer Lichnau (V.i.S.d.P.)

Chefinnen vom Dienst
Ekaterina Astafeva (online), Pia Saunders

Artdirektion
Lale Artun, Sophia Hubel,
Cristina Plett (online)

Bildredaktion
Christian von Stülpnagel

Fact-Checking
Mitsuo Iwamoto, Christian Volk,
Jonas Wengert

Redaktion
Benjamin Ansari, Svenja Meier,
Carolin Rückl, Cora Wucherer

Illustration
George Butler, Jule Richter, David Stach

Beratung
Chris Bleher (Text),
Jennifer Kalisch (Gestaltung),
Peter Schink (Digitalprojekt),
Stefan Tillmann (Konzept),
Wolfgang Maria Weber (Foto)

Anzeigen
Sven Szalewa, DJS Schulungs- und
Service UG (haftungsbeschränkt)
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 89 235 57 417

Lithografie und Druck
Lanarepro GmbH
Peter-Anich-Straße 14, I-39011 Lanza
+39 0473 498500
www.lanarepro.com

Wir danken
Rafaela Heidemann für die
rechtliche Beratung, Dirk von Gehlen für die
Hilfe beim Digitalprojekt und dem Team der
DJS für die Unterstützung





... Vertrauen

Dagmar und Hans Joachim Berger lernten sich in der Schule kennen.
Im Mai 2020 feierten sie Eiserne Hochzeit.
Nach 65 Jahren Ehe versteht sich das Paar auch ohne Worte. Foto: Lale Artun

Alleinstehenden fehlt oft jemand zum Reden. Das
Ledigenheim im Herzen von München möchte geschiedenen, verwitweten
oder ledigen Männern Gemeinschaft bieten. Foto: Christian von Stülpnagel

... Einsamkeit



... Kraft

Für viele Gläubige ist die Ruhe der Münchner Frauenkirche besinnlich. Organist Hans Leitner jedoch freut sich, als „seine“ Orgel nach Wochen der Pause wegen des Coronavirus wieder erklingt. Foto: Christian von Stülpnagel





... Erschöpfung

Während der Corona-Pandemie im Frühjahr 2020 war Julia Hillers Praxis in Planegg ein Testzentrum für Covid-19-Verdachtsfälle. In den wenigen Pausen konnte die HNO-Ärztin zumindest kurz durchatmen. Foto: Lale Artun



... Solidarität

Acht Minuten und 46 Sekunden kniete ein Polizeibeamter auf dem Nacken des US-Amerikaners George Floyd. Bis er aufhörte zu atmen. Aus Protest gegen Rassismus und Polizeigewalt gingen daraufhin weltweit Menschen auf die Straße. Auf dem Münchner Königsplatz demonstrierten rund 25.000. Sie wollten nicht mehr schweigen. Foto: Lale Artun



Zehn Menschen wurden zwischen 2000 und 2007 vom „Nationalsozialistischen Untergrund“ ermordet. Die meisten hatten einen Migrationshintergrund, wie Theodoros Boulgarides, der 2005 in seinem Laden im Münchner Westend erschossen wurde. Über Rechtsextremismus wurde in Deutschland lange geschwiegen. Foto: Christian von Stülpnagel

... Mord



SCHWEIGEN IST MACHT

Zwischen Ritual und Rebellion: 1000 Worte über die Bedeutung des Schweigens.
Weil Bilder eben doch nicht alles sagen.

Text: Benjamin Ansari und Mitsuo Iwamoto

Schweigen ist laut. Schweigen wirkt.
Schweigen kann die Welt verändern.
Weil es fast niemand tut, gerade wenn es

Emma González spricht knapp zwei Minuten. Sie beschreibt die Stunden der Trauer, des Chaos und der Verzweiflung, nachdem ein Amokläufer an ihrer Schule in Parkland, Florida, 17 Menschen erschoss. Sie erinnert an jedes einzelne Opfer: „Alyssa Alhadeff wird niemals, Jaime Guttenberg wird niemals, Meadow Pollack wird niemals ...“

Dann, mitten in ihrer Rede: Schweigen. Für vier Minuten und 26 Sekunden ist das einzige Geräusch von der Bühne ihr schwerer Atem. Allein steht sie da, vor Hunderttausenden am Redepult. Und schweigt. Die Demonstrierenden rufen, brüllen, zischen, pfeifen, klatschen. Doch Emma González bleibt stumm.

Mit ihrer Rede bei der March-for-Our-Lives-Kundgebung am 24. März 2018 in Washington, D.C. wird sie zur Ikone. Mit 18 Jahren. „Das lauteste Schweigen in der Geschichte des US-Sozialprotestes“, so nennt es das linksliberale US-Magazin Mother Jones. Und es stimmt:

darauf ankommt.
Schweigen ist Schwäche
Wir assoziieren Schweigen oft mit Schwäche. Die Politikerin, die keine Antwort findet; das gescholtene Kind, dem keine Widerworte einfallen; der Passant, der rassistische Beleidigungen ignoriert – sie alle stehen für das Versagen, die eigene Stimme zu erheben. Reden steht für Präsenz, Schweigen für Abwesenheit.

Reden ist die Norm. Wir kommunizieren ständig: auf vielen Kanälen, digital und analog, privat und öffentlich, überall und jederzeit. Schweigen ist aus der Mode gekommen. Dabei ist es oft klug, mitfühlend und taktvoll. Es ist Gedenken, Besinnung, Konzentration – und Machtinstrument.

Schweigen ist Widerstand
Vazrik Bazil war Präsident des Verbandes der Redenschreiber deutscher Sprache. Er schreibt in seinem Aufsatz „Schweigen als Teil der Kommunikation“ (mit Manfred Piwinger), dass Schweigen auch eine Machtprobe ist. Das zeige das Phä-

nomen der Folter. Folter ziele darauf ab, den Schweigenden die Macht zu nehmen, Informationen für sich zu behalten. Wer schweigt, widersetzt sich – und bricht mit Erwartungen.

„Schweigen ist, wenn Rede erwartet wird und Nicht-Rede zurückschallt“, sagt Bazil. Die plötzliche Stille schafft Raum für Zwischentöne und Spekulationen. Denn was ich mit meinem Schweigen ausdrücke, hängt vom Kontext ab: Ist es Trauer, Demut, Freude, Respekt, Stolz oder Zorn? Schweige ich, müssen das die anderen deuten.

Meist fällt die Interpretation negativ aus. Schweigen irritiert und löst ein vaghes Unwohlsein aus. Der Mensch erträgt keine Leere. Aristoteles schrieb in seinem Werk „Physik“, dass die Natur vor der Leere zurückschreckt. Es gebe kein Vakuum, schließlich sei die Natur

bestrebt, den luftleeren Raum zu füllen. Dafür prägte er den Begriff „Horror vacui“. Das Verlangen, die Stille mit Worten zu füllen, ist also urmenschlich – selbst bei einer Schweigeminute.

Schweigen ist Ritual

Auch die Demonstrierenden in Washington, D.C. können die Stille kaum ertragen. „Never again“, skandieren einige. Aber González zwingt ihnen diesen Moment auf. Damit steht sie in einer langen Tradition: 1919 orchestrierte der britische König Georg V. die weltweit erste nationale Schweigeminute, um der Gefallenen des Ersten Weltkriegs zu gedenken. Seitdem verstummt Großbritannien an jedem 11. November, dem Armistice Day, für zwei Minuten. Karsten Lichau forscht am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung zur Historie der Schweigeminute. Er sagt: „Im Vereinigten Königreich kam es erstmals zu einer landesweiten Synchronisierung von Zeit, Emotion und Körper.“

Nationen leben von solchen Ritualen. Gemeinsam zu schweigen fördert den Zusammenhalt. Bis heute streiten mehrere Länder um die Urhebererschaft: Großbritannien, Portugal, Südafrika, Australien und Frankreich. Schon vor 1919 gab es in diesen Ländern öffentliche Schweigemomente, wenn auch nicht im ganzen Land. Lichau sagt: „Die Schweigeminute ist keine individuelle Erfindung, sie hat sich aus dem Geist der Zeit entwickelt.“

Schweigen ist Identität

Das anbrechende 20. Jahrhundert stand im Zeichen nationalstaatlichen Säbelrasselns. Gelanges einem Staat, Tausende im Gleichklang schweigen zu lassen,

signalisierte das Stärke und stiftete Gemeinschaft. Lichau sagt: „Kollektives Schweigen ist immer auch der Versuch einer akustischen Inszenierung politischer Einheit mit starkem identitätsstiftendem Charakter.“

Dabei gilt oft als passiv, wer schweigt. Zu Unrecht: Die Kraft der Schweigeminute speist sich gerade aus der aktiven Körperpraxis, die sie von uns erfordert. Wer bewusst schweigt, muss die Muskeln kontrollieren. Ein Hüsteln, und die Magie ist gebrochen. Andächtig zu schweigen, hat auch etwas Gezwungenes.

Schweigen ist Inszenierung

Die Inszenierung schweigender Menschen wirkt mächtig, ist aber fragil. Sie erfordert Disziplin, Kontrolle und Koordination. 1924 initiierte die Weimarer Regierung eine Schweigeminute nach britischem Vorbild, zu Ehren der Weltkriegsopfer. Ihr Versuch scheiterte jedoch an der polarisierten Gesellschaft. Bei der zentralen Gedenkveranstaltung in Berlin marschierten die politischen Ränder auf: KPD-Anhänger*innen sangen die „Internationale“, während rechte Gruppen mit der „Wacht am Rhein“ dagegenhielten. Aus staatlich verordnetem Gedenken wurde ein politischer Gesangswettbewerb. Linke wie Rechte nutzten die Bühne, um ihre Agenda zu platzieren. Sie bemächtigten sich der Plattform, die die öffentliche Schweigeminute ihnen bot.

Schweigen ist Mitschuld

Manchmal kann es sogar Bürgerpflicht sein, öffentliches Schweigen zu brechen. Wer im Angesicht von Unrecht schweigt, macht sich mitschuldig. Diejenigen, die über eine Plattform verfügen, bleiben zu oft stumm. „White Silence“ bezeichnet das Schweigen weißer Menschen zu Rassismus. Viele reden sich ein, dass Rassismus sie nicht betrifft, und lassen Betroffene auf diese Weise allein. Meistens

bleibt ihr Schweigen unbemerkt – 2020 gelingt es der Black-Lives-Matter-Bewegung, es als das zu enttarnen, was es ist: Untätigkeit. Der afroamerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King Jr. sagte: „Die ultimative Tragödie ist nicht die Unterdrückung und Grausamkeit schlechter Menschen, sondern das Schweigen guter Menschen.“ Wird Untätigkeit zur Mittäterschaft, ist Protest geboten.

Schweigen ist Protest

Schweigen ist nicht nur Unterdrückung, sondern auch Instrument der Unterdrückten. 2010 protestierten die ungarischen Radio-Journalisten Zsolt Bogár und Attila Mongin in ihrer Sendung mit einer Schweigeminute gegen das von der Regierung verabschiedete Mediengesetz. Sie wurden suspendiert.

Weniges verunsichert autoritäre Regimes mehr als die Ungewissheit darüber, was in den Köpfen der Menschen vorgeht. Bazil sagt: „Schweigeräume sind gefährliche Räume. Auch Diktatoren haben ‚Horror Vacui‘, Angst vor der Leere. Sie fragen sich: ‚Welche heimtückischen Dinge gebiert dieses Schweigen?‘“

Gerade weil Schweigen mehrdeutig und nebulös ist, wirkt es. Der Kontext entscheidet, was es bedeutet. Es ist Kontrolle und Rebellion, Unterdrückung und Subversion. Es ist Herrschaftsform, Kulturtechnik und Körperpraxis. Es ist eine Leere, die wir selbst gestalten.

Vier Minuten und 26 Sekunden schweigt González – eine kaum auszuhaltende Ewigkeit. Aus ihrem Schweigen sprechen die erloschenen Stimmen der Opfer. Es ist still in der Pennsylvania Avenue, Washington, D.C.. □

Der stille Staat

An den Tag ihrer Verhaftung kann sich Marion Kroll* noch gut erinnern. Es ist der 30. Januar 1985, ein kalter, dunkler Wintertag am Stadtrand Ost-Berlins. Fröhlich, das weiß sie noch, klopft es donnernd an die Tür. „Polizei, aufmachen!“ Sie, ihr Mann und der dreijährige Sohn liegen noch im Bett, als die Staatssicherheit kommt, um sie zu holen.

Worum es geht, sagen die Beamten der DDR nicht. Nur: „Ziehen Sie sich an, Sie werden einer Befragung zugeführt.“ Sie trennen die Eheleute und führen die beiden ab. Noch auf dem Grundstück hört Kroll ihren Mann zu einem der Beamten sagen: „Na, was ist mit dir, Thilo? Haben sie dich auch verhaftet?“ Mit Thilo waren die beiden zur Schule gegangen, hatten gemeinsam auf Partys gefeiert. Aber nun ist Thilo ein Mitarbeiter des Staates, den Marion und ihr Mann verlassen wollen, und sagt: „Seien Sie still, Herr Kroll.“

Die Zeiten haben sich geändert.“

Sie wollten die DDR verlassen

Die folgenden 560 Tage ließ der Staat Marion Kroll und ihren Mann verstummen. Ihn steckten sie in ein Cottbusser Gefängnis, sie in das Frauenzuchthaus Hoheneck. Das gemeinsame Kind blieb bei der Großmutter. Der I. Strafsenat des Bezirksgerichts Frankfurt (Oder) hatte das Paar wegen „versuchter Nachrichtenübermittlung“ und „ungesetzlicher Verbindungsaufnahme“ verurteilt.



Marion Kroll wohnt heute wieder im Berliner Osten. Früher wollte sie nur weg.

Die DDR gehört der Vergangenheit an. Aber das Misstrauen, das sie ihre Bürger lehrte, findet sich bis heute in ostdeutschen Biographien. Über eine Familie, die am Schweigen zerbrach.

Text: Lale Artun und Svenja Meier | Fotos: Lale Artun



* Aus Rücksicht auf die Privatsphäre der genannten Personen wurden alle Namen und einige Ortsangaben von der Redaktion geändert.

Wahr ist, sagt Kroll, sie hatten die DDR verlassen wollen; sie hatten einen Ausreiseantrag gestellt, diesen immer wieder bekräftigt, mal monatlich, mal wöchentlich, mal schriftlich, mal persönlich bei den zuständigen Stellen. Gleichzeitig schrieb das Ehepaar Briefe in den Westen, an Helmut Kohl und an Franz Josef Strauß. Darin schilderte es seine Lage im Osten und bat um Hilfe für die Ausreise. Nach den Gesetzen der DDR war das Unrecht; sie waren zu laut, zu aufmüppig, zu unangepasst.

Sie wollten frei reden, frei leben

Im Urteil von damals ist die Rede von „massiven Angriffen gegen die sozialistische Staats- und Rechtsordnung der DDR“. Kroll sagt, sie habe einfach nur selbst entscheiden wollen. Sie wollte frei reden, frei leben. In der DDR war das unmöglich und das Schweigen allgegenwärtig. Heute gehört der sozialistische Staat der Vergangenheit an, seit knapp 30 Jahren sind Ost und West wiedervereint. Marion Kroll lebt mittlerweile wieder im ehemaligen Berliner Osten, diesmal freiwillig. Trifft man sie in ihrer Wohnung zum Gespräch, kann man sich die junge Frau von damals gut vorstellen, die sich nicht sagen lassen wollte, wo sie zu leben und was sie zu studieren hatte. Die deutlich aussprach, was sie dachte.

Geheimnisse, Misstrauen

Das tut sie noch immer. „Es gibt keinen Grund, warum ich die Klappe halten sollte“, sagt sie gleich am Anfang des Gesprächs – eigentlich sagt sie: „Et jibt keen Grund“, und: „warum ick die Klappe halt’n sollte“. Dabei schaufelt sie sieben verschiedene Wurstsorten auf eine Platte – Salami, Leberwurst, Tee- wurst, Blutwurst, mehrere Schinken- variationen –, weil: „Erstmal Frühstück, dann spricht es sich auch entspannter.“ Käse gibt es auch, aber nur eine Sorte,

nachlässig auf einem kleinen Tellerchen angerichtet. Während Kroll ihr Brötchen aufschneidet, fängt sie an, von sich zu erzählen: einer jungen, forschenden Frau, die in einem Land lebte, das Kritik am System nicht duldete. Das seine Bürger*innen zu Geheimniskrämerei und Misstrauen erzog. Schon in der Schule lernte Kroll ihren späteren Mann Georg kennen. Was als Schwärmerei zwischen zwei Jugendlichen begann, wurde schnell ernst. Sie waren zwei Andersdenkende, die doch ähnlich dachten und die gleichen Ziele hatten: Raus hier, nach oben, frei sein. In ihrem Halbjahreszeugnis stand, sie solle doch dringend ihre politische Haltung überprüfen.

»Es gibt keinen Grund, warum ich die Klappe halten sollte.«



Mit 21 wurde Kroll ungeplant schwanger. Etwa zur selben Zeit begannen Georgs Vater und Marions Mutter eine Affäre. Er verließ seine Frau, Georgs Mutter, für sie. Der Schwiegervater wurde zum Stiefvater. Gesprochen wurde

darüber wenig, überhaupt, sagt Kroll, blieb in der Familie vieles ungesagt. Die

Kinder fanden nur zufällig heraus, dass ihre Eltern sich heimlich trafen. „In Familien, in denen alles in Ordnung ist,

kann man auch Fragen stellen. Denn da bleibt auch mit der Antwort alles in Ordnung.“ Aber bei den anderen: „Da

könnten ja unangenehme Dinge zum Vorschein kommen.“ Die schwere Phase

schweißt Marion und Georg zusammen. „Von da an“, sagt sie heute, „waren es

wir beide gegen den Rest der Welt.“ Und die Welt, in der sie lebten, war ein

unnachgiebiger Gegner: Wer Westfernsehen schaute, behielt das besser für sich. Wer mit dem Regime nicht einverstanden war, behielt das besser für sich.

Wer die Absicht hatte, die DDR zu verlassen, behielt auch das besser für sich. Wer in Ostdeutschland lebte, lebte mit

Heimlichkeiten. War die DDR ein Staat des Schweigens? „Natürlich“, sagt Kroll sofort. „Du wusstest, dass ganz viele

Leute irgendwie bei der Staatssicherheit waren – auch ganz viele, von denen man es nicht vermutet hätte.“ Jedes falsche Wort war gefährlich, das habe man

geahnt. Aber: „Eigentlich meintest du, dass die Freunde, die du dir ausgesucht hast, oder deine netten Nachbarn, nicht

dazugehören. Du meintest, dass du die Menschen erkennst. Deshalb warst du doch offener, als du hättest sein dürfen

– als du hättest sein sollen.“ Ihre Offenheit kostete Marion Kroll beinahe zwei Jahre ihres Lebens und ihre Unbefangenheit. Denn nach der Verhaftung

»Aber eigentlich dachtest du, dass die Freunde, die du dir ausgesucht hast,

oder deine netten Nachbarn, nicht dazugehören«

konnte sie nicht mehr sicher sein, ob ihre Freunde, ihre Familie nicht doch dazugehörten. Die DDR ist Vergangenheit, an dem Misstrauen aber, das sie

Marion Kroll eingebläut hat, ist Krolls Familie zerbrochen: Mit ihrem damaligen Schwiegervater hat Marion Kroll

länger als zehn Jahre nicht mehr gesprochen. Das Verhältnis war seit der

Beziehung zu ihrer Mutter ohnehin belastet. Und dann war da immer dieser Verdacht. Der Verdacht, er könne da-

mals etwas mit ihrer und der Verhaftung seines Sohnes zu tun gehabt haben.

Der Verdacht wurde nie ausgeräumt. Kroll legt sich eine Scheibe Salami nach

der anderen auf ihre Brötchenhälfte, beißt ab, kaut, denkt nach. „Familie ist ja eigentlich der Ort, an dem man über

alles reden kann. Aber irgendwann wird es schwer, das Schweigen noch zu überwinden.“ Ob ihr Schwiegervater wirklich etwas mit der Stasi zu tun hatte,

kann Kroll nicht mit Sicherheit sagen. Der Verdacht ließ sich nie endgültig aufräumen. Ihre Stasi-Akte einzusehen

hatte sie sich bisher nie getraut. Mehrere Anläufe hatte sie abgebrochen. Aus Angst vor Enttäuschung und der Sorge,

dass aus Misstrauen Gewissheit werden könnte. Dass es aber Verbindungen zur Staatssicherheit gab, davon ist sie überzeugt: Immer wieder, sagt sie, hätten

Familienmitglieder und Freunde Ver-

»Du wusstest, dass ganz viele Leute irgendwie bei der Staatssicherheit waren.«

Zigarette zwischendurch:
Immer wieder nimmt sich Kroll im Gespräch eine kurze Auszeit. Die Geschichten von damals wühlen sie noch heute auf.



dachtsmomente beschrieben, in denen der Schwiegervater mit Anliegen der Staatssicherheit an sie herangetreten sei. Er selbst, sagt sie, habe sich nie offen zu einer Verbindung geäußert. Was er heute zu den Vorwürfen sagen würde, ist unklar. Der Schwiegervater ist nicht auffindbar. Kroll sagt, sie wolle mit der Sache abschließen. Bei der Suche nach ihm könne sie nicht helfen.

Mitte der Achtziger glaubten weder Marion Kroll noch ihr Mann, dass die Stasi sie im Blick haben könnte. Immer wieder drängten sie auf eine Ausreiseerlaubnis. Im Herbst 1984 versuchten sie, im Staatsrat vorzusprechen. „Da hieß es: ‚Wir sind hier nicht zuständig und im Übrigen ist Ihr Antrag abgelehnt‘. Da sagten wir: ‚Nee, damit lassen wir uns nicht abspeisen.‘ Und da kamen die Wachleute mit Gewehr im Anschlag. Wir wurden mit dem Lauf im Rücken rausgeführt. Da ging mir das erste Mal die Muffe.“

Psychische Folter und Schikanen

Ende Januar kam die Stasi, um Marion Kroll und ihren Mann zu verhaften. Es folgten zwei harte Jahre: Im Gefängnis sagten die Vernehmer*innen ihr regelmäßig, sie müsse ihren Ausreiseantrag zurückziehen und dass ihr Mann seinen schon zurückgezogen habe. Als das nicht wirkte, bauten sie mehr Druck auf. „Ihr Mann will die Scheidung“, behaupteten sie. Ihm erzählten sie andersherum das Gleiche. Doch die Krolls blieben fest in ihrer Haltung: „Das war so eine Art Urvertrauen, das wir zueinander hatten.“ Die Zeit in Hoheneck sei schlimm gewesen, erinnert sich Kroll. Sie erzählt von psychischer Folter und Schikanen. Trotzdem würde Kroll alles wieder genauso machen. Selbst jetzt, da sie den Lauf der Geschichte kennt und weiß, dass nur vier Jahre später die Mauer fiel:

„Weil ich heute in den Spiegel gucken kann und weiß, dass ich etwas Richtiges getan habe. Nur dadurch, dass Menschen sich gewehrt haben, egal mit welcher Folge, konnte sich etwas ändern.“

1986 werden Marion Kroll und ihr Mann durch einen Häftlingsfreikauf aus dem Gefängnis und aus der DDR entlassen. Erstmals in ihrem Leben können sie selbst wählen, wohin sie gehen und was sie tun.

Beinahe zwei Jahre saß Marion Kroll in der DDR im Gefängnis.
Nach der Wende kämpfte sie für ihre Rehabilitierung.

»Wir wurden mit dem Gewehrlauf im Rücken rausgeführt.

Da ging mir das erste Mal die Muffe.«



Mit nichts außer einem Haftentlassungsschein in der Hand fliegt das Paar vom Flughafen Frankfurt am Main aus nach Westberlin. Ihre erste Currywurst

»Es tut mir weh, wenn Eltern und Kinder einfach nicht mehr miteinander reden können.

Miteinander reden bedeutet doch auch, Umklarheiten abzubauen.«

essen sie auf dem Ku'damm. Dann gehen sie die berühmte Einkaufsstraße des Westens entlang, am Schaufenster eines Autohauses vorbei. Dahinter steht ein roter 3er-BMW für knapp 30.000 D-Mark. „Boah, ist der schön! Ob wir uns den jemals leisten können?“, fragt ihr Mann. Später macht sich Georg Kroll mit einem Unternehmen für Baumaterial selbstständig. Innerhalb weniger Jahre ist er Millionär. Haben die Krolls sich den BMW irgendwann gekauft? „Ja. Und einen Porsche. Es hat auch gar nicht so lange gedauert.“

»Mann, Mama, imma auf det Schlimme.«

Annäherungen, Enttäuschungen

Wirtschaftlich sind es goldene Jahre für das Paar, aber zwischen den Familienmitgliedern wird es nie mehr wie zuvor. Ihr Mann, sagt Marion Kroll, habe nie über seine Haftzeit sprechen können, „er muss dort furchtbare Dinge erlebt haben“. Sie selbst sei damals nicht verschlossen gewesen. Zumindest habe sie es nicht so empfunden, sagt Kroll. Sie schweigt kurz und überlegt. „Wobei: Nach unserer Haft habe ich mich mit Ulrike angefreundet, die war ein Ur-Wessi. Und wenn sie später von unserem Kennenlernen erzählte, sagte sie immer: „Mann, dir musste man jedes Wort aus der Nase ziehen. Da hab ich echt gedacht, du hast’n Ding anner Bommel.““

Dem Rest der Familie haften die Prägungen der DDR genauso weiter an, auch nach der Wende, als sie alle längst in der Bundesrepublik leben. Kroll und ihr Mann versuchen zunächst, die Beziehung zu den Eltern aufrechtzuerhalten. Aber: Auf Annäherungsversuche folgen immer wieder Enttäuschungen. 1991 schreibt der Schwiegervater in einem

drei Seiten langen Brief, den sie aufbewahrt hat: „Es ist immer schwer, von einer Familie zu sprechen, die eigentlich durch meine Schuld gar nicht richtig existiert. Es tut mir weh, wenn Eltern und Kinder einfach nicht mehr miteinander reden können. Miteinander reden bedeutet doch auch, Unklarheiten abzubauen. Vielleicht ist es möglich, den Brief zweimal zu lesen und ihn erst dann zu zerreißen.“

Es war kein großer Knall

Kroll steht abrupt auf: „Die Wurst wird grau. Ich hab den Flammkuchen schon auf dem Blech.“ Mitte der Neunziger trennen sich Marion Kroll und ihr Mann, die Ziele im Leben seien nicht mehr die gleichen gewesen, sagt sie. Zu dieser Zeit stirbt ihre Mutter, die letzte Verbindung zum Schwieger- und Stiefvater. Es war kein großer Knall, mit dem alles

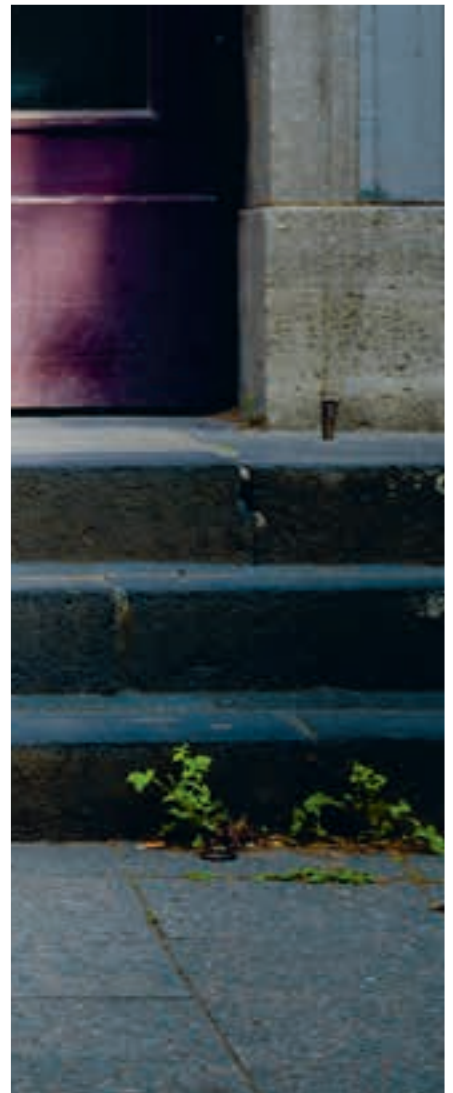
endete, der Kontakt verlief sich. Das ist jetzt mehr als zehn Jahre her. Ob heute noch Interesse besteht, wieder miteinander zu reden? „Nein, ganz und gar nicht. Überhaupt nicht.“

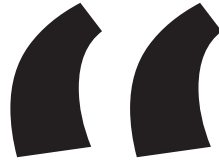
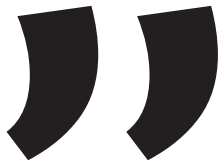
Unangenehmes, Unausgesprochenes

Kroll streicht sich die dunkel gefärbten Haare aus dem Gesicht. Dann steht sie auf, geht um den Tisch herum und stellt sich an die Schwelle zur Balkontür. Den Rücken an den Türrahmen gelehnt, halb im Raum, halb im Freien, steckt sie sich eine Zigarette an. Ein paar Züge, dann sagt sie: Doch, eigentlich würde sie schon gerne über alles sprechen. Sie sagt, dass das Schweigen sie belaste. „Für mich ist es eigentlich einfacher, über Dinge zu sprechen. Dann sind sie raus, das ist auch Teil der Verarbeitung.“ Ihrem Sohn, sagt sie, habe sie es deshalb anders beigebracht, deutlich gemacht, dass über alles geredet werden könne, auch über das Unangenehme. „Mann, Mama, imma auf det Schlimme“, sage ihr Sohn deshalb manchmal zu ihr. „Man muss die Dinge ansprechen, man darf sie nicht in sich reinfressen“, findet Kroll und drückt ihre Zigarette im überquellenden Aschenbecher aus. „Weil das macht am Ende Magenprobleme oder sonst was.“ Ihrem Schwiegervater hat sie eigentlich nichts mehr zu sagen. Und dennoch bedrückt sie all das Unausgesprochene in ihrem Leben. □



Max besucht die elfte Klasse eines Gymnasiums, wenn Corona ihn nicht zum Online-Unterricht zwingt.





Max ist sieben Jahre alt, als er aufhört zu sprechen. Der Junge leidet an Mutismus, bringt aus Angst kein Wort mehr hervor. Jetzt ist er 16 – und spricht über sein Schweigen.

Text: Carolin Rückl und Cora Wucherer | Fotos: Carolin Rückl und Christian von Stülpnagel

Am Tag vor Heiligabend des Jahres 2010 sagt Max Kamp sein vorerst letztes Wort. Am nächsten Morgen verlässt der Siebenjährige sein Bett nicht, spricht nicht mit seinem kleinen Bruder Theo. Der versteht nicht, warum Max nichts sagt und rennt zu seinen Eltern. Es ist sechs Uhr morgens, Susanne Kamp ist selbst noch zu müde, um zu reden. Aber der Tag schreitet voran, ohne ein Wort von Max. „Ich weine, weil ich mit keinem mehr reden kann“, schreibt er nach einigen Stunden auf einen Zettel. Am zweiten Weihnachtsfeiertag fährt die Familie zur psychologischen Ambulanz, die den Jungen sofort stationär aufnehmen will. Für mehrere Monate. Mit Kontaktsperre. Susanne Kamp weigert sich, die Familie kehrt zurück in ih-

re Wohnung in Berlin. Aber Max spricht nicht, nicht in den nächsten Tagen, nicht im neuen Jahr. Der Verdacht wird zur Diagnose: Max leidet an Mutismus, einer Angststörung, die bis zum Suizid führen kann.

Die Angst vor dem Sprechen

Mutistische Kinder haben altersgemäß sprechen gelernt, kommunizieren aber oft nur mit Eltern oder Geschwistern verbal. Vor anderen Erwachsenen, im Kindergarten oder in der Schule schweigen sie. Situationen außerhalb ihres privaten Umfelds nehmen sie als zu bedrohlich wahr, um zu reden. Sie sind blockiert – obwohl sie physisch zum Sprechen in der Lage wären. Expert*innen bezeichnen das als selektiven Mutismus.

Max litt an totalem Mutismus, er sprach nicht einmal mehr mit seinen Eltern.

Noch heute klingt Max' Stimme rau, ungeübt. Beim Sprechen fasst er sich häufig an den Hals – fast so, als bräuchten die Worte den Schubs seiner Hand, um dem Rachen zu entweichen. Er lacht verlegen, spielt an der silbernen Kette um seinen Hals, die er zur Konfirmation bekommen hat. Auf Fragen antwortet er zögerlich. Trotzdem sucht er sich selbst Herausforderungen, jeden Tag. „Ich habe mir angewöhnt, es zumindest zu versuchen und immer weiter zu probieren. Mit der Zeit geht es dann irgendwann“, sagt Max. Seine Mitschüler*innen haben ihn zum stellvertretenden Schulsprecher gewählt – trotz seiner Sprechangst.

Seltene Störung, große Gefahr

Selektiver Mutismus gilt laut der Amerikanischen Psychiatrischen Gesellschaft als relativ seltene Erkrankung, die vor allem bei jüngeren Kindern auftritt. Je nach Studie leiden zwei von 100 Kindern oder aber zwei von 10.000 am angstbedingten Schweigen. Mutismus ist in der Gesellschaft weitgehend unbekannt.

Genau das macht ihn so gefährlich: Bleibt er unbehandelt, kann er zu weiteren psychischen Erkrankungen wie Zwangsstörungen, Sozialphobien oder Depressionen führen. Auch das Suizidrisiko steigt, sagt Petra Frießnegg, die zweite Vorsitzende des Mutismus Selbsthilfe Deutschland e.V.. Die Logopädin behandelt selbst Mutist*innen. „Dank der sozialen Medien ist das Selbstmordrisiko nicht mehr so hoch wie früher, als es diese Art der schriftlichen Kommunikation noch nicht gab“, sagt Frießnegg. „Die Chancen auf eine erfolgreiche Therapie sind außerdem wesentlich höher, wenn man früh damit beginnt.“

Für Außenstehende ist es schwer zu verstehen, warum ein Kind nicht spricht. Einmal kassiert Max eine Sechs im

»Er begann mit Lauten, mit ›ja‹ und ›nein‹. Jeden Abend ein bisschen mehr.«

»Ich merkte, dass er jetzt reden will.«

Mündlichen in Geschichte. Max' Mutter geht zur Sprechstunde, erzählt von der Krankheit ihres Sohns. Um aufzuklären, nicht, um eine Sonderbehandlung einzufordern. Die Sechs bleibt stehen – kein Problem, im Zeugnis ergibt das immer noch eine Vier.

Jahre zuvor bekommen Martin und Susanne Kamp einen Brief vom Jugendamt. Andere Eltern haben die Familie gemeldet, der Sohn sei verhaltensauffällig. Die Kamps erklären dem Amt die Situation, damit ist die Sache erledigt. „Aber das war schon widerlich“, sagt Martin Kamp, „da wird unterschwellig ein Verdacht gestreut.“

Ursachen der Angst

Die Vermutung hält sich, dass Traumata Mutismus auslösen. Doch das ist selten der Fall. Was genau Mutismus bedingt, ist allerdings unklar. Psychische Vorerkrankungen, andere Angststörungen, aber auch sprachliche Anpassungsprobleme in Familien mit Migrationshintergrund können dazu führen, dass Kinder Angst vor dem Sprechen entwickeln. Wie bei anderen Angststörungen spielt außerdem das Angstzentrum im Gehirn eine Rolle, die Amygdala. Bei mutistischen Kindern reagiert sie zu sensibel. Hinzu kommt häufig eine Unterversorgung mit dem Neurotransmitter Serotonin. Der Botenstoff reguliert unter anderem extreme Empfindungen, Angst zum Beispiel.

Mutistische Kinder nehmen so auch Situationen als Bedrohung wahr, die keine tatsächliche Gefahr darstellen. Alltägliche Situationen machen ihnen Angst, der Unterricht in der Schule oder das Einkaufen im Supermarkt etwa. Mutistische Kinder können diese Angst nicht kontrollieren – und flüchten sich ins Schweigen. Einen noch größeren Einfluss hat die Genetik: Viele Eltern mutistischer Kinder sind selbst introvertiert, schüchtern oder schweigsam.

„Mein Kind soll glücklich sein“

Martin Kamp pickt beiläufig einen Kuchenkrümel von der Strickjacke seiner Frau und steckt ihn sich in den Mund. Sie lächeln sich an, verstehen sich, ohne etwas zu sagen. Wenn die Kamps miteinander sprechen, sprechen sie leise. „Mein Kind soll glücklich sein. Er muss nicht so sein, wie die Gesellschaft ihn haben will“, sagt Susanne Kamp. „Mir war nicht wichtig, ob er spricht.“

Wie Max sich damals gefühlt hat? Max zögert. „Ich erinnere mich nicht gut da-

ran“, sagt er dann. Sein Blick huscht unsicher von seiner Mutter zu seinem Vater, dann starrt er auf seine Hände.

Als Kleinkind redet Max noch altersgemäß. Erst im Kindergarten wird er immer stiller. Von den Eltern getrennt sein, Zeit mit fremden Menschen verbringen, alles macht Max Angst. Trotzdem fährt er mit drei Jahren auf eine Kindergartenfahrt. Danach spricht er kaum mehr, wird „stummer Fisch“ genannt. Vor seiner Einschulung schicken Max' Eltern ihn zum Kinderpsychologen und zur Logopädin. Aber Susanne Kamp will ihr Kind nicht unter Druck setzen.

Der Wendepunkt

Dann das stille Weihnachtsfest 2010. „Ich weiß noch, dass meine Eltern sehr verzweifelt waren“, erinnert sich der 16-jährige Max. Ein Wendepunkt: „Da dachten wir, vielleicht ist das doch nicht mehr normal“, erzählt Max' Mutter. „Es musste etwas passieren.“ Über eine Selbsthilfegruppe findet die Familie Anke Krabbe.

Die Logopädin hat sich 2005 auf selektiven Mutismus spezialisiert. Ein Kind wie Max aber ist noch nie in ihre Praxis gekommen – er ist bis heute ihr einziger total mutistischer Fall. Die meisten Kinder in Krabbes Obhut sprechen zu Hause

Mal. Er ist damals sieben Jahre alt. „Ich hatte das Gefühl, sie wollte viel zu viel“, sagt er heute, neun Jahre später. Krabbe und Max verständigen sich schriftlich. Im Laufe der Therapie spielt die Logopädin mit dem Jungen, er leitet sie mit stimmlosen Lauten zu einem Versteck: Max macht ein lautes „Sch“, wenn sie dem Ort nahekommt, ein leises, wenn sie sich entfernt.

Mit der Zeit erarbeiten sie sich weitere Laute. Max übt „p“ und „t“ und „k“. Bis es ihn langweilt. Bis es ihn nervt. Und dann noch einmal. Für den Alltag fordert Krabbe den Jungen heraus – nimmt er etwa am Sportunterricht teil, bekommt er eine Belohnung, zum Beispiel einen Stift.

Ohne Unterstützung geht es nicht

Immer wieder legt Krabbe Max ein Bild vor. Darauf türmt sich ein Berg auf, ein Weg windet sich hoch zu einer Hütte, neben der steht: „Mit Mama und Papa reden“. Eine Seilschaft kämpft sich hinauf. Vorn zieht Anke Krabbe, hinten schieben Max' Eltern. Mit Kreuzen markiert Max, wo er sich gerade befindet – und macht Fortschritte. „Das ist für mich einer der erhebenden Momente“, sagt Krabbe, „zu erleben, wie unglaublich erleichtert ein kleiner Mensch sein kann.“

Im Sommer 2014, mit zehn Jahren, erreicht Max sein Ziel. Schon lange wünscht er sich ein Handy. Keine Chance, meint seine Mutter: „Erst, wenn du redest. Ein Handy ist zum Telefonieren da.“ Also macht Max im Familienurlaub an der englischen Westküste den finalen Schritt. Abends keschert er oft mit seiner Mutter im Fluss. „Ich merkte, dass er jetzt reden will“, erinnert sich Susanne Kamp. „Er begann mit Lauten, mit ‚ja‘ und ‚nein‘. Jeden Abend ein bisschen mehr.“

und spätestens nach zwei Sitzungen auch mit ihr. Nur Max nicht. „Als Max angemeldet wurde, dachte ich, das mache ich nicht“, sagt Krabbe. „Ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn zum Reden bringen sollte.“

Max' Weg zu den Worten

Die Logopädin stellt sich der Herausforderung. Sie kann Max helfen, nicht zuletzt wegen ihrer persönlichen Erfahrung. Als Kind war Krabbe selbst selektiv mutistisch. Heute wirkt die 56-Jährige gelassen, lacht und redet viel – manchmal sogar zu viel, scherzt sie. Krabbe hat angehende Logopäd*innen unterrichtet, engagiert sich jetzt, wie Petra Frießnegg, bei der Mutismus Selbsthilfe Deutschland, berät Eltern und Erzieher*innen. In den ersten Therapiestunden bei Anke Krabbe weint Max jedes



Anke Krabbe ist Logopädin in Berlin und spezialisierte sich 2005 auf Mutismus. Vor sechs Jahren hatte sie ihren hundertsten Fall. Danach hörte Krabbe auf zu zählen.



Ein Symbol für Max' Therapiefortschritte: Der Weg, der zu seinem großen Ziel hinaufführt.

»Hallo.«

»Es hat Überwindung gekostet, auch mit Theo zu sprechen.«

Nach einem der abendlichen Streifzüge wendet Max sich schließlich an seinen Vater und Bruder. „Hallo“, sagt Max und beendet damit dreieinhalb stille Jahre. „Es hat Überwindung gekostet, auch mit meinem Bruder Theo zu sprechen“, erzählt Max. Aber er gewöhnt sich schnell daran. Die Brüder sind ausgelassen, tanzen miteinander, machen Quatsch. Nach der Reise bekommt

Max das versprochene Handy. Zuallererst aktiviert er die Sprachsteuerung. Schließlich spricht er jetzt auch in der Schule.

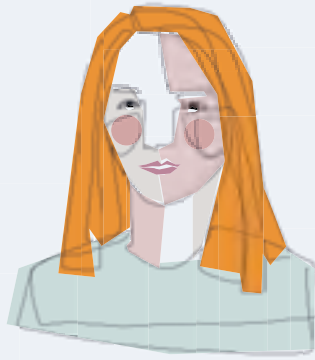
Vom Ende der Furcht

Sein erstes Schulpraktikum macht Max dann in Krabbes Logopädiepraxis. Er redet mit seiner Familie, mit Freund*innen, mit anderen Menschen mit Sprachproblemen. Seine Angst zwingt Max nicht mehr zum Schweigen.

Aber sie ist immer noch da. Wenn er als stellvertretender Schulsprecher vor 40 Schüler*innen sprechen muss. Oder wenn er Sprachnachrichten aufnimmt. Dann schließt er sich ins Bad ein, damit ihn niemand hört. Manchmal braucht er zehn Anläufe, er ignoriert das Klopfen seiner Mutter, das Aufnehmen strengt ihn an. Aber er schafft es. Es gibt da noch etwas, wovor Max riesige Angst hat und das er trotzdem tun will. Irgendwann mal. Was es ist, das will er nicht sagen. Ob sie das wisse, hakt seine Mutter nach. „Nein!“, sagt Max mit Nachdruck, Röte steigt ihm in die Wangen. Er lacht. □



Früher sorgte Max' Vater Martin Kamp sich um die Zukunft des Sohns. Jetzt sind sie zuversichtlich, auch wenn Max noch keine Ahnung hat, was er werden will.



IM RAUSCH*

Ursula Parmars Ehemann trank, schlug sie und drohte ihr.
Warum ihr Umfeld lange darüber schwieg, erzählt sie hier.

Protokoll: Cora Wucherer | Illustration: Jule Richter

Ich verliebte mich in Indien. Nach unserer Hochzeit merkte ich, dass mein Mann sehr viel trank. Im Rausch wurde er gewalttätig. Es ging schnell: Wir diskutierten. Wir stritten. Er ohrfeigte mich.

Er meinte es nicht so, der Alkohol war schuld, belog ich mich. Also schwieg ich. Ich schämte mich, so dumm zu sein, bei ihm zu bleiben. Dann passierte es ein zweites Mal. Ein drittes Mal. Ich blieb. Und ich hielt mich für noch dümmer. Über die Gewalt zu sprechen, traute ich mich nicht. Stattdessen versuchte ich, sie herunterzuspielen: Es war nur eine „Watschen“, das würde ich schon überleben. Irgendwo war da noch Liebe – in Anführungsstrichen. Dann bekam ich meinen Sohn, einen zweiten Menschen, den ich schützen musste. Still zu bleiben war keine Lösung mehr. Ich vertraute mich einer Freundin an, die mir riet, meinen Mann zu verlassen. Sonst schwieg sie. Ich fühlte mich unverstanden, nicht nur von ihr.

Da rief ich zum ersten Mal die Polizei

Wenn unsere Nachbarn meinen Mann randalieren hörten, schwiegen sie. Meine Nachbarin sagte: „Ist Ihr Mann wieder so laut, rufe ich die Polizei.“ Ich entgegnete: „Bitte tun Sie das, wenn es wieder so schlimm ist.“ Sie sah mich groß an, schwieg und ging. Ich fühlte mich komplett allein. Warum machte sie den Mund nicht auf? Vielen Menschen ist nicht klar, was sie mit ihrem Schweigen anrichten.

Eines Abends hielt mein betrunkenener Mann unseren Sohn auf dem Arm. Er ließ ihn nicht mehr los. Ich brach in Panik aus, versuchte, seine Finger aufzubrengen und das Kind rutschte ihm aus den Armen. Da

rief ich zum ersten Mal die Polizei. Mein Sohn und ich verbrachten die Nacht im Krankenhaus. Mein Mann versprach, sich zu ändern, aber sobald

er wieder trank, schlug er mich wieder. Als er drohte, mich und unser Kind umzubringen, holte ich erneut die Polizei. Die Beamten zogen ab – mein Mann sollte den Rausch ausschlafen, dann sei alles gut.

Vor Gericht sorgte ich dafür, dass meinem Mann verboten wurde, sich uns zu nähern, und reichte die Scheidung ein. Aber er terrorisierte mich, klingelte stundenlang und drohte, unseren Sohn zu töten. Ich verbarrikadierte mich in der Wohnung. Irgendwann ging mein Mann.

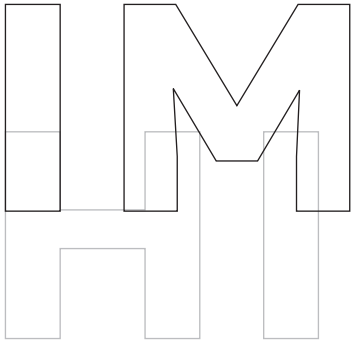
In dieser Nacht warf er sich vor einen Zug. Als die Polizei mir das mitteilte, wurde mir zum einzigen Mal in meinem Leben schwarz vor Augen. Trotzdem fühlte ich mich schuldig. Es hat Jahre gedauert, das alles aufzuarbeiten. Mein Schweigen ist jetzt 14 Jahre her. □

WAS WÜRDEN SIE TUN?

Sie werden Zeuge häuslicher Gewalt und stehen vor der Entscheidung: reden oder schweigen?

Unter klartext-magazin.de/58AB erfahren Sie die Folgen Ihrer Entscheidung.

* Die Geschichte einer Betroffenen, die über häusliche Gewalt spricht, finden Sie auf Seite 23 des Reden-Hefts.



Bis zu 150 Tage im Jahr steht Ralf Reinhardt vor der Kamera. Dennoch kennt fast niemand sein Gesicht, erst recht nicht seinen Namen. Reinhardt ist Komparse – und träumt von ein paar Zeilen Text.

Text: Ekaterina Astafeva und Christian von Stülpnagel | Foto: Christian von Stülpnagel



Kollegen, die würden immerzu reden, eine Kollegin habe sogar Visitenkarten verteilt: „Als Komparse sollst du aber eigentlich immer ruhig sein.“

Für Ralf Reinhardt begann die Karriere als Komparse im Jahr 2017 in „Dahoam is Dahoam“, der bayerischen Kultserie:

„Von der bin ich ein Fan, ich habe sie von der ersten Folge an geguckt.“ Und

als er in einem Facebook-Post las, dass Komparsen gesucht werden, bewarb er sich. „Ich war sehr aufgeregt und habe richtig gezittert“, erinnert sich Reinhardt an den Moment vor der Kamera, als er als Dorfbewohner durchs Bild lief. „Aber das Team hat mich dann zur Seite genommen und Tipps gegeben.“

Seitdem hat er Gefallen an dem Job gefunden, besonders wenn er die Wertschätzung am Set spürt: „Für manche Regisseure ist man ein vollwertiges Mitglied der Filmcrew. Ohne Komparsen ist das Bild einfach leer, das schaut blöd aus.“

Einmal winkt Schwarzenegger ihm zu

Reinhardt genießt die Ruhe, die das Komparsen-Dasein mit sich bringt. Denn sonst ist sein Leben laut. Er war Verkäufer in einem Sportgeschäft, kommandierte zwölf Jahre lang Rekruten bei der Bundeswehr und schrie als Trainer Anweisungen über das Eishockey-Feld. Am Set darf er endlich schweigen, alles ist langsamer.

Reinhardt sagt, dass ihm das mehr liegt: „Ich war schon immer der ruhige Typ.“ Und auch sein Auftreten ist dezent, trotz blond gefärbter Haare und eines elegant geschnittenen, kastanienbraunen Anzugs. Der 41-Jährige spricht überlegt und leise. Er hört aufmerksam zu, lächelt. Vor allem, wenn er erzählt, wie Arnold Schwarzenegger ihm einmal aus wenigen Metern zugewinkt hat.

Für die Schauspielschule zu alt

Nicht immer ist der Job aber so aufregend. Manchmal steht er zehn Stunden am Drehort und nur fünf Minuten vor der Kamera. Für lange Drehpausen hat er ein Buch dabei. An diesen Tagen sieht er seine Familie kaum: „Das nervt mich schon, gerade wo die Kinder noch klein sind.“

Vor allem seine Frau störte sich an den langen Drehtagen: „Du verführst mehr Geld als du kriegst“, erinnert sich Reinhardt, wie sich seine Frau über die Gagen von 80 bis 90 Euro pro Tag ärgerte. Mittlerweile hat sie sich damit

Auf dem Gelände der Bavaria Filmstudios kennt sich Ralf Reinhardt aus. Hinten in Studio 4 dreht er „Sturm der Liebe“. Und in der Kulissenstraße stand er im vergangenen Jahr für die „Schule der magischen Tiere“ vor der Kamera. Nicht immer erinnert er sich an die Namen der Filme, bei denen er mitgespielt hat. Genauso erinnern sich die wenigsten, die diese Filme gesehen haben, an sein Gesicht. Denn Ralf Reinhardt ist Komparse. Für ihn ist Schweigen mehr als Sprachlosigkeit, es ist sein Beruf.

„Ein Regisseur hat mal zu mir gesagt: ‚Der beste Komparse ist der, den man nie bemerkt‘“, erzählt Reinhardt. Seit drei Jahren steht er im Hintergrund von Filmszenen. In mehr als 50 Produktionen ist er zu sehen, etwa in „Ballon“ von Michael „Bully“ Herbig oder in „Der Junge muss an die frische Luft“. Bis zu 150 Tage im Jahr steht er am Set. Dabei hat er gelernt, nicht nur vor der Kamera zu schweigen: „Auch in Drehpausen darfst du nicht auffallen.“ Es gebe

RUND

abgefunden. Seine Tochter möchte sogar wie Papa im Fernsehen sein. Einen Auftritt in „Dahoam is Dahoam“ hatte sie bereits.

Ralf Reinhardt darf nun ab und zu ein paar Worte vor der Kamera sagen. Bei seiner ersten größeren Rolle zählte er nach. Er war überrascht, angekündigt

waren drei Sätze gewesen. Am Ende bekam er 17. Trotzdem: In 80 bis 90 Prozent der Filme schweigt er. Als Cafébesucher in „Sturm der Liebe“ oder als Polizist bei „Soko München“.

Der Komparse träumt von einer Karriere als Schauspieler. Dabei sind die Chancen des 41-Jährigen gering. „Ich habe an der Schauspielschule angefragt, aber ich bin schon zu alt.“ Stattdessen besucht er Workshops und bereut, nicht früher angefangen zu haben. „Wenn ich zwischen einer großen Filmrolle und Eishockey wählen müsste, würde ich immer Schauspieler werden.“ □

An manchen Drehtagen steht Ralf Reinhardt nur fünf Minuten vor der Kamera. Den Rest der Zeit wartet er auf seinen Einsatz – wie hier in der Bushaltestelle in der Kulissenstraße der Bavaria Filmstudios.



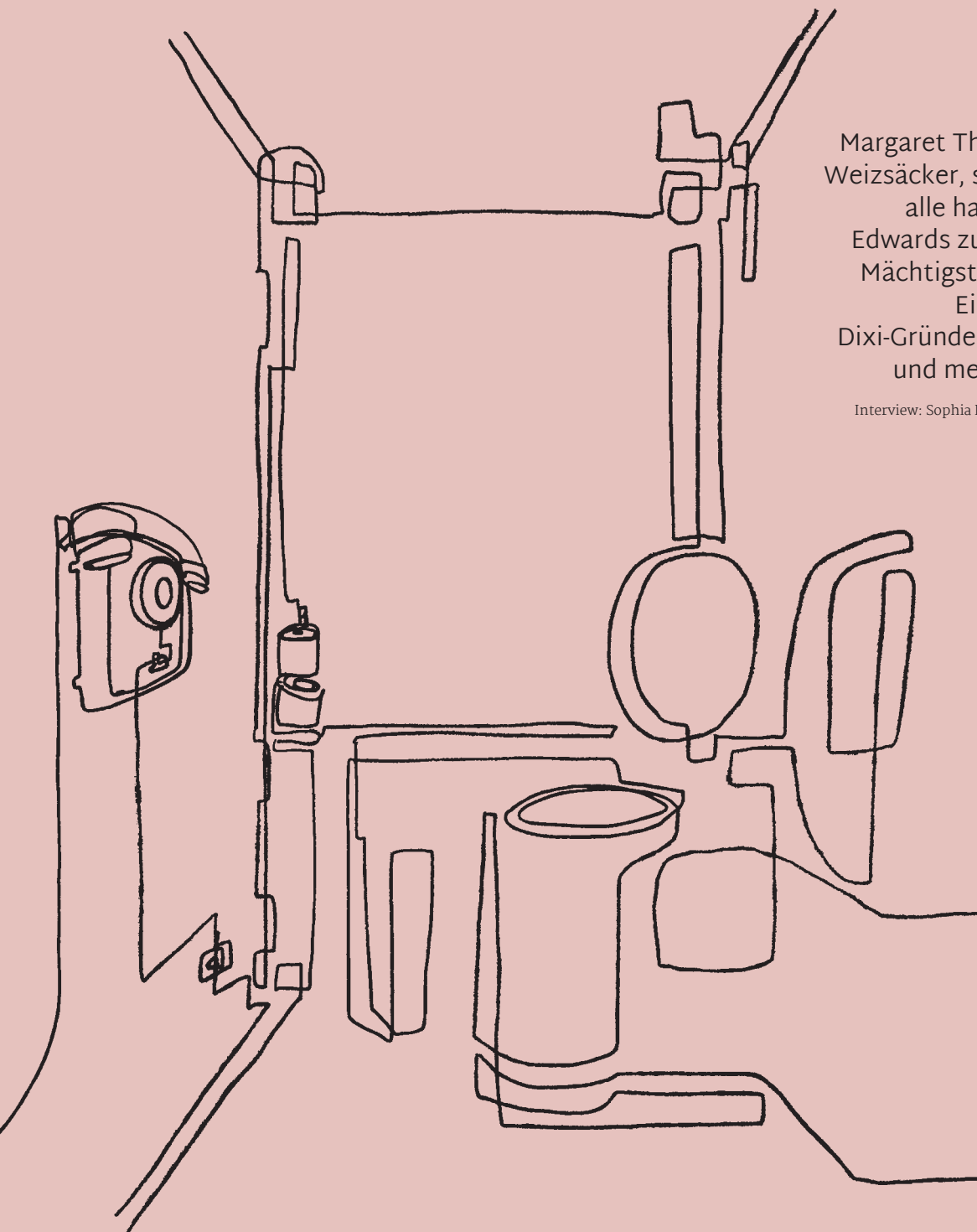
„Ich hatte auf jedem Klo ein Telefon“

Margaret Thatcher, Richard von Weizsäcker, sogar der Papst – sie alle hatten schon mit Fred Edwards zu tun. Denn auch die Mächtigsten müssen aufs Klo.

Ein Gespräch mit dem Dixi-Gründer über stille Örtchen und mehrlagiges Klopapier.

Interview: Sophia Hubel und Christian von Stülpnagel

Illustration: Jule Richter



Seit eine Boulevardzeitung Fred Edwards vor mehr als 30 Jahren als „Klo-König“ bezeichnete, hat er keine Interviews mehr gegeben. Einst kam er als US-amerikanischer Soldat nach Deutschland. Dort gründete er vor beinahe 50 Jahren das Unternehmen Dixi. Heute sind seine stillen Örtchen von kaum einer Großveranstaltung mehr wegzudenken. Inzwischen lebt der 76-Jährige in Florida, direkt am Strand. Von seinem Haus aus blickt er auf den Atlantik. Edwards spricht in amerikanisch gefärbtem Deutsch. Im roten Hawaiihemd sitzt er vor seiner iPad-Kamera, an der Decke surrt ein Ventilator.



Fred Edwards als junger Unternehmer.

Herr Edwards, was denken Sie, wenn Sie eine Dixi-Toilette riechen?

FRED EDWARDS

Ich denke: Da hat jemand seine Arbeit nicht gemacht.

Nutzen Sie selbst welche?

FRED EDWARDS

Wenn ich eine Dixi-Kabine sehe, gehe ich immer rein, auch wenn ich gar nicht aufs Klo muss. Ich schaue mir alles ganz genau an, will wissen, was neu ist.

Die Römer machten einst Geschäfte auf der Toilette. Arbeiten Sie auf dem Klo?

FRED EDWARDS

Eigentlich nicht mehr. Früher habe ich gedacht, dass ich immer und überall arbeiten muss. Damals, als es noch Telefonleitungen gab, hatte ich in jedem Klo ein Telefon hängen. Man konnte mich immer erreichen. Ich dachte, das sei notwendig, vielleicht dachte ich auch, ich wäre wichtig.

Für Sie ist die Toilette also kein Ort der Ruhe.

FRED EDWARDS

Über diesen Glauben bin ich längst hinweg. Heute habe ich keine Eile mehr. Aber die Toilette ist auch kein Ort, an dem ich ewig verweile. Für mich ist das Routine. Manchmal nehme ich mein iPad mit und lese am Morgen Zeitung.

Ist das Klo ein Ort des Schweigens?

FRED EDWARDS

Ich glaube, den Menschen geht es beim Toiletten-gang weniger um Stille als um Privatsphäre. Früher bei der Armee saßen wir in einer Reihe, direkt nebeneinander. Heute ist es anders. Das ist eine generelle Entwicklung, dass wir heute häufiger privat sein wollen.

DAS GESCHÄFT MIT DEN KLOKABINEN

Fred Edwards kam als Soldat des US-Militärs nach Deutschland. 1973 gründete er das Unternehmen Dixi. Die Idee: mobile Toiletten für Baustellen und Großveranstaltungen. Die Kabinen dazu kamen aus den USA. Er selbst verstand sich stets als Dienstleister: Kabinen aufstellen, reinigen, abholen. In den 1990er Jahren verkaufte Fred Edwards sein Geschäft und ging zurück in die USA. Dixi, fusioniert mit dem Konkurrenten Toi Toi, ist heute der größte Anbieter von anschlusslosen Toilettenkabinen der Welt.

Also sind Toiletten mittlerweile auch ein Rückzugsort?

FRED EDWARDS

Die Zeit auf der Toilette ist wie eine Flucht. Da gehen wir hin und können ein bisschen für uns sein. Wir haben eine gute Ausrede, länger zu verweilen. Niemand sagt am Ende: „Mensch, du bist aber lange da geblieben.“ Wir können uns eine kurze Pause gönnen.

Bei einer Dixi-Toilette denken die Wenigsten an entspanntes Verweilen.

FRED EDWARDS

Nun ja, wenn ich an eine Baustelle denke, ist das kein stilles Örtchen. Aber es ist schon ein Ort für etwas private Zeit. Für mich waren Dixis damals aber eher ein schnelles als ein stilles Örtchen. Den Ausdruck „stille Örtchen“ gibt es übrigens im Englischen nicht, das ist eine rein deutsche Erfindung.



Foto: Toi Toi & Dixi

Ja, der Papst saß auch auf einem Dixi. Sein stilles Örtchen war jedoch beheizt. Anders als diese Kabine aus den Anfangsjahren der Firma.

Sie haben das System Dixi in Deutschland erfunden. Beim Papstbesuch in München 1980 nahm sogar Johannes Paul II. auf einem Ihrer Toiletten-sitze Platz. Macht Sie das stolz?

FRED EDWARDS

Oh ja. In München stand ich sogar mit dem Papst auf der Bühne. Natürlich hat er mich nicht gesehen, aber ich stand nur vier Meter von ihm entfernt. Der Papstbesuch war eine der ersten Großveranstaltungen, bei denen Dixis in großer Zahl zum Einsatz kamen. Wäre der Auftrag nicht zustande gekommen, würden wir heute nicht reden. Ich bin ins Risiko gegangen und habe die Produktion der Kabinen ein halbes Jahr vorher in Auftrag gegeben, ohne zu wissen, ob ich den Auftrag bekomme.

Heute ist Ihr ehemaliges Unternehmen der weltweit größte Anbieter von mobilen Toiletten. Wie reagierten damals die Menschen, als Sie von Ihrer Geschäftsidee erzählten?

FRED EDWARDS

Ich wurde ausgelacht. Mein Banker wollte mir kein Darlehen zur Expansion geben. Aber ich habe an die Idee geglaubt.

Wie sähe die perfekte Dixi-Toilette aus?

FRED EDWARDS

Die perfekte Dixi-Toilette wäre wahrscheinlich nicht mehr transportabel. Das muss sie aber sein. Deshalb darf sie auch nicht zu groß sein. Als Privatpilot hätte ich natürlich gern eine im Flugzeug, aber dafür ist sie wiederum nicht klein genug. Und wäre ich heute noch im Geschäft, würde ich das beste Klopapier anbieten, das es gibt.

Wie viele Lagen hat das Klopapier bei Ihnen zu Hause?

FRED EDWARDS

So viele Lagen wie möglich! Da bin ich verwöhnt. Es muss so weich und so schön sein, wie es nur geht. Das ist der Luxus, den ich mir gönne. □





GUMMI DRÜBER*

Leon Köhler (Name geändert), 23, ist HIV-positiv.
Warum er das oft verschweigt, erzählt er hier.

Protokoll: Mitsuo Iwamoto | Illustration: Jule Richter

Wenn ich feiern bin und jemanden kennenlerne, stellt sich für mich immer die eine Frage: Sage ich, dass ich HIV-positiv bin, oder verschweige ich es? Zumindest medizinisch ist die Sache eindeutig. Wenn ich meine Medikamente regelmäßig nehme, ist die Viruslast in meinem Blut so gering, dass ich niemanden mehr anstecken kann, selbst wenn ich wollte. Also gilt für mich: Einfach Gummi drüber und Spaß haben. Das mag blöd klingen, aber mir geht es darum, dass ich mir nichts einfange und nicht aus Versehen ein Kind kriege.

In einer Beziehung ist das anders. Da sage ich es spätestens, bevor wir das erste Mal miteinander schlafen. Gerade wenn es um ungeschützten Sex ging, hatten einige meiner Ex-Freundinnen Angst. Ich hatte dann oft das Gefühl, dass sie mir nicht vertrauen. Dabei würde ich nie etwas tun, das sie in Gefahr bringen würde.

Von meiner Infektion erfuhr ich, als ich zehn Jahre alt war. Damals sagten meine Pflegeeltern mir, dass ich mich bei der Geburt bei meiner leiblichen Mutter angesteckt hatte. Ich bin also schon mein ganzes Leben HIV-positiv.

Meine Pflegemutter und mein Arzt erklärten mir alles ausführlich, und ich informierte mich auch selbst. Danach war für mich alles klar. Ich fühlte mich nicht anders als zuvor.

Mit meinen Arbeitskollegen und Chefs spreche ich bis heute nicht über meine Infektion. Als Kfz-Mechatroniker ist das irrelevant. Auf der Arbeit bin ich einfach eine Nummer im System. Und das möchte ich auch bleiben. Wenn ich auffalle, dann will ich positiv auffallen, durch meine Leistung. Ich will nicht, dass mein Chef und meine Kollegen mich als den Typ mit HIV abspeichern.

Mir geht es wie Frauen, die die Pille nehmen

Polizisten behandeln mich oft anders, sobald sie von meiner Infektion erfahren. Ich wurde schon siebenmal für eine „verdachtsunabhängige“ Drogenkontrolle angehalten. Junger Kerl mit tiefer gelegtem Auto und lautem Auspuff, das fällt auf. Aber wenn ich dann auf die Frage nach Medikamenten von meinen HIV-Pillen erzähle, verschwindet die Urinprobe schnell. Ich sehe das ganz pragmatisch. Wenn ich in dem Fall einen Vorteil daraus ziehen kann, wieso nicht.

Wenn ich nicht gerade über HIV rede, denke ich kaum daran. Eigentlich nur abends vor dem Schlafen, wenn ich meine Medikamente nehme. Im Endeffekt geht es mir nicht anders als den vielen Frauen, die mit der Pille verhüten: Sie nehmen ihre Pille, damit sie nicht schwanger werden. Ich nehme meine, damit ich nicht krank werde. Eine Pille am Tag, und ich bleibe gesund. Eigentlich habe ich die entspannteste Krankheit überhaupt. □

* Die Geschichte einer Betroffenen, die offen über ihre HIV-Infektion spricht, finden Sie auf Seite 41 des Reden-Hefts.



Ein
eine

»Es wäre doch entsetzlich, wenn die Meinung der Öffentlichkeit bestimmen würde,
wie ein Strafprozess geführt wird.«

RECHT LAST

Schweigen ist in Deutschland ein Recht: Niemand muss sich vor Gericht selbst belasten. Im NSU-Prozess sagte die Angeklagte Beate Zschäpe mehr als 200 Verhandlungstage lang kein Wort. Eine Annäherung an ein Privileg, das zur Bürde werden kann.

Text: Svenja Meier, Christian Volk und Jonas Wengert
Fotos: Christian Volk

Im Sitzungssaal A101 des Münchner Oberlandesgerichts umringen drei Anwälte in schwarzen Roben ihre Mandantin. Beate Zschäpe folgt still den Ausführungen von Richter Manfred Götzl. „Wird Frau Zschäpe Angaben zur Sache machen oder zu den persönlichen Verhältnissen?“, wendet sich der Richter an die Verteidigung. „Das ist nicht beabsichtigt“, antwortet Zschäpes Verteidiger Wolfgang Stahl – so berichten es Prozessbeobachter*innen.

Es ist der vierte Verhandlungstag im Prozess um die Verbrechen des „Nationalsozialistischen Untergrunds“ (NSU). Im größten Rechtsterrorismus-Verfahren in der Geschichte der Bundesrepublik schweigt die Angeklagte die ersten 210 Verhandlungstage. Sie muss sich vor Gericht verantworten, weil sie an allen Taten der Terrorzelle beteiligt gewesen sein soll. Sie spricht nicht. Umso mehr wird über sie und für sie gesprochen: Im gesamten Prozess sagen knapp 600 Zeug*innen und Sachverständige aus, Zschäpe hingegen sagt lange Zeit kein einziges Wort; rund 90 Nebenkläger*innen verlangen nach Antworten, Zschäpe lässt Erklärungen verlesen; bis zu 50 Reporter*innen berichten zeitgleich aus dem Gerichtssaal. Zschäpe schweigt die meiste Zeit.

„Reden wäre prozessualer Selbstmord“

Schweigen ist ein Privileg, das zur Last werden kann. Für Angeklagte ein Recht, für Opfer und ihre Angehörigen eine Zumutung, für die Verteidigung eine notwendige Strategie. Pflicht zur Aufklärung? Gibt es für Angeklagte im deutschen Strafrecht nicht, wenn sie sich damit selbst belasten würden.

Rund sieben Jahre nach Prozessbeginn sinkt Stahl tief in den schwarzen Ledersessel seiner Kanzlei in der Koblenzer Innenstadt. Er ist der Architekt von

Zschäpes Schweigen, zusammen mit seinen Kolleg*innen Wolfgang Heer und Anja Sturm. Sie vertraten Zschäpe vor Gericht. Stahls Büro ist von allen Seiten mit Lampen ausgeleuchtet, er präsentiert sich buchstäblich im besten Licht. Gegeltes Haar, teure Armband-

»Wenn man schweigt, fallen etwa 80 Prozent der Informationen weg, die man über einen Menschen bekommen kann.«

uhr, grauer Maßanzug: Stahl sieht aus wie ein Strafverteidiger in einer US-amerikanischen Anwaltsserie. In zwei Stunden Gespräch lacht der 48-Jährige nur ein einziges Mal, beim Small Talk, während er fotografiert wird. Wenn es um seine Fälle geht, legt sich seine Stirn in tiefe Falten.

Auch heute noch hält Stahl Zschäpes Schweigen für alternativlos. Auf Frei-



spruch zu plädieren und trotzdem auszusagen, wäre in diesem Fall „prozessualer Selbstmord“ gewesen: „Selbst wenn man die Wahrheit sagen wollte: Niemand kann über einen Zeitraum von nahezu 20 Jahren korrekte Angaben machen und sagen, wann was geschehen sein soll.“ Nicht nur Zschäpe, auch alle Zeug*innen hätten sich genau erinnern müssen. „Widersprüche sind da unvermeidlich, was natürlich Fragen aufwirft“, argumentiert Stahl. Für die Boulevardpresse war sie ohnehin der Teufel, der sich schick gemacht hatte.

Strategie und Belastungsprobe

Eine objektive Einschätzung, ob und unter welchen Bedingungen Zschäpe verhandlungsfähig sei, sollte Gerichtspsychiater Norbert Nedopil liefern. Er

leitete mehr als zwei Jahrzehnte lang die Abteilung für Forensische Psychiatrie an der Psychiatriischen Klinik der Ludwig-Maximilians-Universität München. Vor seinem Schreibtisch saßen schon Mörder*innen, Attentäter*innen und Vergewaltiger. „Schweigen ist nicht Gold und Reden nicht Silber“, sagt Nedopil. Er ist eigentlich in Rente, seine Bücherregale sind schon ausgeräumt. Trotzdem ist er regelmäßig an seinem alten Arbeitsplatz. „Schweigen ist eine Art der Kommunikation, die man in bestimmten Situationen braucht und die in anderen schädlich sein kann.“ In seinem Gutachten gab der heute 72-Jäh-

rige zu bedenken, ob die „nachvollziehbare, extrem kraftraubende Verteidigungsstrategie in Relation steht zu den gesundheitlichen Beeinträchtigungen, die damit verbunden sind.“ Für Zschäpe erwies sich das Schweigen schnell als eine schwer durchhaltbare Strategie. Es belastete nicht nur sie, sondern auch das Verhältnis zu ihren Verteidiger*innen.

Von Juli 2015 an schwieg sie nicht nur gegenüber dem Gericht, sondern auch gegenüber ihren Anwalt*innen. Zschäpe schrieb in einem Brief an den Strafsenat, dass sie sich von Heer, Sturm und Stahl „zum Schweigen erpresst“ fühle. „Ob ich sie überreden musste oder nicht, dazu kann ich nichts sagen. Am Ende entscheidet aber die Mandantin“, erklärt Stahl.

Sich nicht zu äußern, war Zschäpes Taktik. Damit wollten sie und ihre Anwalt*innen einen Freispruch aus Mangel

an Beweisen erwirken. Im Laufe des jahrelangen Prozesses schien diese Strategie jedoch vor allem für die Angeklagte selbst immer weniger aufzugehen. Nedopil attestierte Zschäpe eine „chronische Belastungsreaktion“, die er unter anderem auf das andauernde Schweigen zurückführte. Laut Gutachten fiel es Zschäpe zunehmend schwerer, die mit ihren Anwalt*innen besprochene Fassade aufrechtzuerhalten.

Kaum Stressabbau möglich

Wenn man schweigt, fallen etwa 80 Prozent der Informationen weg, die man über einen Menschen bekommen kann, schätzt Nedopil. Bewertet wird das Schweigen trotzdem: Manche scheinen trotzig zu schweigen, andere niedergeschlagen oder devot. Beate Zschäpe sollte „unbeteiligt und gleichmütig erscheinen“, so das Gutachten Nedopils. Mit der Zeit reagierte sie aber immer deutlicher, mit Mimik und Gestik. Gleichzeitig war es für Zschäpe laut Gerichtspsychiater kaum möglich, Stress und Belastungen durch Gespräche abzubauen. Zschäpes Telefonate wurden abgehört, ihre Mitgefangenen befragt. Nur die Gespräche mit ihren Verteidiger*innen waren vertraulich, doch denen traute sie nicht mehr.

ARTIKEL 14

INTERNATIONALER PAKT ÜBER BÜRGERLICHE UND POLITISCHE RECHTE

- (3) Jeder wegen einer strafbaren Handlung Angeklagte hat in gleicher Weise im Verfahren Anspruch auf folgende Mindestgarantien: [...]
- g) er darf nicht gezwungen werden, gegen sich selbst als Zeuge auszusagen oder sich schuldig zu bekennen.

§ 243

STRAFPROZESSORDNUNG GANG DER HAUPTVERHANDLUNG

- (5) ¹ Sodann wird der Angeklagte darauf hingewiesen, daß es ihm freistehe, sich zu der Anklage zu äußern oder nicht zur Sache auszusagen.

Wolfgang Stahl überlegte lange, ob er das Mandat annehmen sollte. Damals war noch nicht klar, welche Ausmaße der Prozess annehmen würde.



Gerichtspsychiater Norbert Nedopil begutachtete Zschäpe und attestierte ihr eine „chronische Belastungsreaktion“.



Beate Zschäpe war unter anderem wegen zehnfachen Mordes angeklagt. Sie machte lange von ihrem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch.

DER NSU-TERROR

Der „Nationalsozialistische Untergrund“ war eine rechtsextreme, terroristische Gruppe. Mitglieder waren Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe. Sie ermordeten zwischen 2000 und 2007 neun Menschen mit Migrationshintergrund und eine Polizistin, verübten drei Sprengstoffanschläge und 15 Raubüberfälle. Die Verbrechen waren rassistisch motiviert. Erst 2011 wurde der NSU öffentlich bekannt, als die Polizei Mundlos und Böhnhardt tot in einem ausgebrannten Wohnmobil fand. Ihre Mittäterin Zschäpe und mehrere Komplizen wurden anschließend angeklagt. Der Prozess endete nach mehr als fünf Jahren und 438 Verhandlungstagen mit lebenslanger Haft für Zschäpe.

Natürlich sei eine derartige „Schweigeverteidigung“ kraftraubend, sagt Stahl: „Um dem Reflex der Rechtfertigung zu widerstehen, braucht das Schweigen eine immense Stabilität. Nur wenn Sie wirklich verstanden haben, dass Sie sich mit Reden selbst schaden, dann halten Sie das lange Schweigen diszipliniert durch.“ Das erfordere außerordentliches Selbstbewusstsein oder unbedingtes Vertrauen in die Einschätzung der Verteidigung.

Daran fehlte es Zschäpe offenbar: Sie engagierte zwei neue Anwälte und versuchte, ihre drei Pflichtverteidiger*innen zu entlassen. Heer, Sturm und Stahl

wollten ihr Mandat ebenfalls abgeben. Das ließ das Gericht nicht zu. Der Prozess hätte nach mehreren hundert Verhandlungstagen möglicherweise noch einmal komplett neu beginnen müssen. Heer, Sturm und Stahl blieben also, aber mit Mathias Grasel und Hermann Borchert standen nun die Anwälte Nummer vier und fünf an Zschäpes Seite.

Das Verhältnis zwischen den alten und neuen Verteidiger*innen war von Anfang an von Misstrauen geprägt. Grasel und Borchert warfen ihren Kolleg*innen gar vor, die anwaltliche Schweigepflicht verletzt zu haben. Es bildeten sich zwei Lager, die Kommunikation beschränkte sich laut Stahl auf Höflichkeitsfloskeln. Wie man die gemeinsame Mandantin verteidigt, wenn man nicht miteinander redet? „Holprig“, resümiert Stahl knapp. Grasel bezeichnete Heer, Sturm und Stahl seinerseits als „unkooperativ und unkollegial“. Die Anwalt*innen standen sich mit unvereinbaren Ansichten gegenüber: Stahl und seine Kolleg*innen wollten Zschäpe weiter schweigen lassen. Grasel und Borchert wollten, dass sie redet.

Das Ende des Schweigens

Ihr erstes Wort vor Gericht sprach Zschäpe gut zwei Jahre nach Prozessbeginn, an Verhandlungstag Nummer 211. „Ja“, antwortete sie auf die Frage von Richter Götzl, ob sie noch „bei der Sache“ sei. Am 249. Verhandlungstag dann verlas Anwalt Grasel Zschäpes erste Aussage im Prozess. Zschäpe zeigte ihr Gesicht, als sie den Gerichtssaal betrat, wandte sich erstmals der Presse zu, setzte sich zwischen ihre beiden neuen Verteidiger. So berichten es Prozessbeobachter*innen.

Götzl: „Für heute ist eine Erklärung der Angeklagten Zschäpe angekündigt. Ich bitte darum, sie vorzutragen.“

»Nur wenn Sie **wirklich verstanden haben**, dass Sie sich mit Reden selbst schaden,
dann halten Sie **das lange Schweigen** diszipliniert durch.«

Es folgte eine 53 Seiten lange Rede über ihre Kindheit, ihre Verbindung zum NSU und ihre vermeintliche Ahnungslosigkeit. Zschäpe ließ reden, ohne dass viel gesagt wurde. Nebenklage-Anwalt Stephan Lucas vertrat die Tochter eines Opfers. Vor der Presse zeigte er sich enttäuscht von Zschäpes inhaltsleeren Aussagen: „Heute hat man sehr gut verstehen können, warum es manchmal klug ist, einfach den Mund zu halten.“ Über die drängenden Fragen wurde weiter geschwiegen. „Es verunsichert die Menschen, nichts zu wissen“, sagt Psychiater Nedopil.

Die Beweislast liegt beim Staat

Fast alle wollten Antworten. Aber ist das ein Kriterium? „Es wäre doch entsetzlich, wenn die Meinung der Öffentlichkeit bestimmen würde, wie ein Strafprozess geführt wird“, sagt FDP-Politikerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger am Telefon. Als der NSU-Prozess begann, war sie Bundesjustizministerin. „Nicht Angeklagte müssen ihre Unschuld belegen, sondern der Staat muss ihnen mutmaßliche Taten nachweisen“, erklärt Leutheusser-Schnarrenberger. Bürger*innen seien im Strafprozess keine Untertanen. „Wenn es dieses Recht zu Schweigen nicht gäbe, könnten sehr schnell Verurteilungen erfolgen, wenn der Beschuldigte sich nicht entlasten kann.“

Deshalb müsse kein Angeklagter zu seiner eigenen Verurteilung beitragen, sagt Verteidiger Stahl. Doch seine Mandantin hielt die Schweigestrategie nicht durch, zu groß war offenbar die Belastung. Denn wenn Angeklagte schweigen, können sie nicht gehört werden. Doch wenn sie reden, wird alles, was sie sagen, bewertet.

Der längste Fall in Stahls Karriere endete für Beate Zschäpe mit lebenslanger Haft. Nun prüft der Bundesgerichtshof den Fall. Vielleicht hängt das Land bald wieder an den Lippen einer Frau, die ihr eigenes Schweigen nicht erträgt. □

§ 43a

BUNDESRECHTSANWALTSORDNUNG GRUNDPFLICHTEN

- (2) ¹ Der Rechtsanwalt ist zur Verschwiegenheit verpflichtet.
² Diese Pflicht bezieht sich auf alles, was ihm in Ausübung seines Berufes bekanntgeworden ist.

Der Hobbymusiker

Lukas Kern (26) aus Offenbach hat sich seine Stimme kaputtgemacht. Obwohl er krank war, brüllte er als Messebauer drei Tage durch zugige Hallen. Das hat sein Leben und vor allem seine Art, Musik zu machen, komplett verändert.

An einem Abend vor vier Jahren kam ich von der Arbeit nach Hause, und meine Stimme war weg. Ich hatte Hals-schmerzen, und alles hat nach Blut geschmeckt. Ich konnte nicht mehr sprechen, nur noch leise röcheln. Zuvor hatte ich drei Tage auf der Messe gearbeitet, rumgebrüllt und jede Menge Sägespäne eingeatmet. Und das, obwohl ich heiser und meine Nase zugeschwollen war. Ich bin über mein Limit gegangen. In den ersten Wochen veränderte das meinen Alltag komplett. Ich konnte nicht reden, kommunizierte nur über Zettel. Aber das

Schlimmste: Ich konnte nicht mehr singen. Meine Sprechstimme klingt jetzt rau und kratzig. Wenn ich heute versuche zu singen, dann kann es sein, dass mein Kehlkopf anschwillt und ich nur noch damit beschäftigt bin, Luft zu kriegen. Und das, obwohl Musik mein Leben ist. Mit vier Jahren habe ich vor dem CD-Player gesessen und habe zu einem Live-Album von Pur getanzt. Damals habe ich nicht verstanden, warum mir das so gut gefallen hat.

Heute weiß ich, dass es einfach unglaublich fett produziert ist. Später habe ich eine Gitarre auf dem Dachboden meiner Großeltern gefunden und ein Keyboard von meiner Mutter geschenkt bekommen. Mit der Zeit wechselte ich aber von Pur zu Metal-Musik. Mit 16 habe ich mit vier Jungs meine erste Hobbyband gegründet. Wir wollten einfach nur Krach machen. Trotzdem war mir immer wichtig, dass ich die richtige Technik beim Singen beherrsche. Deshalb habe ich früh Gesangsunterricht

genommen. Ich wusste, dass diese Musik meine Stimme kaputt machen kann. Drei Jahre später bin ich in der nächsten Metal-Band gelandet. Wir hatten rund 100 Auftritte und sind viel rumgekommen. Es war eine wilde Zeit – mit Höhen und Tiefen. Ich erinnere mich noch an unseren kleinsten Gig: zwei Zuschauer.

Ich wollte singen,

Franziska Hansen* (30) aus der Nähe von Köln hat Musikpädagogik und Gesang studiert. Zum Ende des Studiums begann ihre Singstimme zu wackeln. Sie traf viele Töne nicht mehr. Heute sorgt sie dafür, dass es anderen nicht genauso geht.

*Name geändert

Die Profimusikerin

Manchmal macht es mich wahnsinnig. Ich kann etwas nicht vorsingen, meine Schüler*innen aber schon. Ich unterrichte Gesang, dabei wollte ich eigentlich immer selbst singen. Zwischenzeitlich hatte ich Auftritte als professionelle Sängerin, später aber wurde der Druck zu groß und die Stimme zu zitterig. Dabei wusste ich schon früh, dass ich auf der Bühne stehen will. Meine Großmutter nahm mich mit in den Kirchenchor. Ich spürte den Drang, nicht mehr nur eine von vielen zu sein, sondern alleine vorne zu stehen.

Seitdem träumte ich davon, die Solistin im schönen Kleid zu sein. Also wollte ich Gesang studieren, habe es bei mehreren Musikhochschulen probiert, bewarb mich, sang, bewarb mich, sang und wurde immer abgelehnt. Jedes Jahr, in verschiedenen Städten. Mehr als zehn Mal. Mein Ausweg war das Musikpädagogik-Studium. Ich lernte, wie ich anderen Singen beibringe. Danach probierte ich es weiter und wurde schließlich

an einer großen Musikhochschule in Bayern angenommen. Im Studium sang ich pro Tag etwa vier Stunden, zusätzlich übte ich und wärmte mich auf. Die Musik ist für mich eine Form von Freiheit. Durchs Singen kann ich mir meine eigene Welt erschaffen. Und doch wurde das Singen irgendwann zur Belastung. Nach einiger Zeit war meine Intonation nicht mehr gut. Die Töne fingen an, haltlos zu flattern oder es kamen überhaupt nicht mehr die Töne, die ich singen wollte. Das haben dann auch

Laien gemerkt. Ich wollte, aber meine Stimme wollte nicht. Mir kam der Gedanke: „Es muss irgendwann funktionieren, ich muss mal Geld damit verdienen.“ Deshalb versuchte ich, es zu erzwingen. Wegen der Beschwerden ging ich zum Arzt, der konnte allerdings nichts finden. Doch für mich war der Grund klar: Die Hochschule hatte mich in die falsche Stimmhöhe

Unser größter Auftritt:
immerhin knapp 500
Menschen.

Als ich mit Stimmpro-
blemen zu meinen Band-
kollegen zurückkehrte,
hatte ich bereits ange-
kündigt, dass meine
Stimme im Eimer ist.
Das dann in der Probe
zu hören, hat genervt.
Die anderen waren auch
geschockt: „Verdammt,

du klingst gar nicht
mehr so wie früher.“
Beim Arzt war ich wegen
meiner Stimme immer
noch nicht. Aus
Trägheit, weil ich
irgendwann gelernt
habe, damit umzugehen
und weil ich als Veran-
staltungsbauer nicht so

lange bei der Arbeit feh-
len konnte. Aber auch
aus Selbstschutz – viel-
leicht will ich einfach
nicht bestätigt bekom-
men, dass da etwas

kaputt ist. Solange
spiele ich weiter Gitarre
und schreibe Songs.

Bald will ich versuchen,
sie auch zu produzieren.

Ob ich dann selbst
singe, keine Ahnung.

meine Stimme nicht

eingeteilt, ich wechselte
spät von Sopran zu
Mezzosopran – also in
eine tiefere Lage.
Momentan arbeite ich
mit einer Gesangs-
pädagogin an meiner
Stimme. Mein Pensum
ist deutlich reduzierter,
ich übe an manchen
Tagen nur wenige
Minuten. Komplette
Stücke durchsingen, als
Sängerin arbeiten, geht
momentan nicht.

Stattdessen unterrichte
ich. Es ist mir wichtig
geworden, starke
Stimmen auszubilden.
Im Zweifel helfe ich
anderen, später das zu
machen, was ich
eigentlich machen
wollte. Aber das ist in
Ordnung. Durch die
Arbeit als Gesangs-

lehrerin habe ich ein
stabileres
Einkommen als
beispielsweise viele
freie Sänger*innen.
Manchmal denke ich

darüber nach, mit der
Musik aufzuhören. Den
Traum, im schönen

Kleid auf der Bühne zu
stehen, habe ich aber

immer noch. Und den
gebe ich nicht auf.

TYPOLOGIE DER ONLINE-SCHWEIGENDEN

Vier Arten, im Netz nichts zu sagen. Text: Cristina Plett | Idee: Ekaterina Astafeva und Sophia Hubel | Illustration: Jule Richter



DIE LIKERIN*

Eigentlich kommuniziert sie ja, die Likerin. Unermüdlich signalisiert sie dir ihre Zustimmung oder ihre Anteilnahme: Herzchen hier, trauriges Emoji da. Aber nie schreibt sie ein Wort. Gefühle zeigen? Das überlässt sie den Werkzeugen von Mark Zuckerberg. Denn die Likerin ist faul. Während du postest, sitzt sie auf der Couch und bewertet deinen Content, als wäre dein Leben eine Reality-Show. Sie hat Macht. Denn ihre Launen bestimmen die Beliebtheit deiner Beiträge.



DER LURKER

Der Lurker (aus dem Englischen: lauern) ist eng verwandt mit der Likerin, aber mehr socially awkward als sie. Er ist der merkwürdige Cousin, der bei Familienfeiern etwas am Rand sitzt und mit dem niemand so recht etwas anzufangen weiß. Der Lurker verkörpert die Angst davor, etwas Falsches zu sagen oder zu posten: Er schweigt. Er sieht alle deine Beiträge, schaut jede Insta-Story, aber reagiert auf nichts.



DIE BLOCKIERERIN

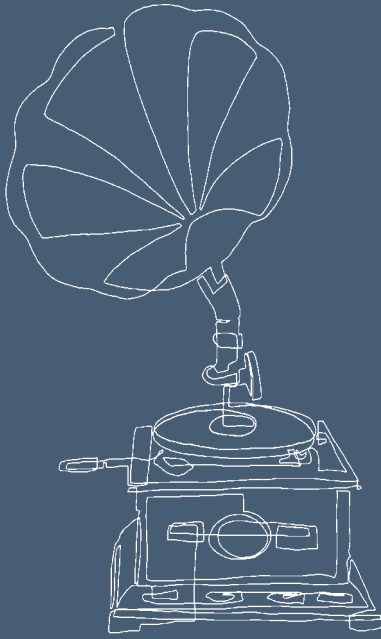
Keine Posts, kein Profilbild, keine doppelten Haken: Die Blockiererin ist unsichtbar, wenn sie dich einmal blockiert hat. Reden? Keine Chance. Die Blockiererin macht keine halben Sachen. Sie ist die High-School-Königin Regina George aus „Mean Girls“: Heute zählst du noch zum erlesenen Kreis ihrer Clique, morgen bist du Luft für sie. Ein Streit, und – zack! – blockiert.



DER GHOSTER

Oh, der Ghoster. Das digitale Zeitalter ist sein Ding: Nie wieder antworten, das geht in Gesprächen über Kurznachrichtendienste sehr viel einfacher als von Angesicht zu Angesicht. Sein natürliches Habitat ist Tinder. Er suhlt sich in der Unverbindlichkeit von Dates und Matches. Hier braucht der Ghoster nicht zu erklären, warum er den Kontakt abbrechen möchte. Er tut es einfach – und verschwindet.

*Die Typen gibt es selbstverständlich in allen Geschlechtern.



MUSIK

1. Keiner ist wach. Sohn vom Chef wird geboren.
2. Reden mit einem alten Freund. Niemand traut sich, die Stille zu stören.
3. Ich habe alles, was ich brauche. Worte sind sehr unnötig.
4. Sag jetzt nichts. Keine Erklärungen, Liebling.
5. Halt die Klappe. Halt die Klappe. Halt die Klappe.



FILM

1. Zwei Frauen mit Kind stranden im Nirgendwo und verstehen nichts. Eine ist todkrank, die andere gibt sich sexuellen Exzessen hin.
2. Ein Fleischliebhaber hilft bei Ermittlungen.
3. Ein Mädchen spielt Klarnette. Seine Familie ist gehörlos.
4. Grausames geschieht in Schwarz-Weiß. Ein Lehrer verdächtigt Kinder, das restliche Dorf schweigt.
5. Schüler führen eine Schweigeminute durch. Alles eskaliert.

HÄTTEN SIE'S GEWUSST?

Stellen Sie Ihr Wissen auf die Probe: Jedes Rätsel beschreibt einen Song oder Film, der sich ums Schweigen dreht. Die Auflösung finden Sie rechts.

Text: Carolin Rückl und Cora Wucherer | Illustration: Jule Richter

FILM

1. In „Das Schweigen“ (1963) zeigt Ingmar Bergman eine Sexszene – ein Novum im Kino. Die katholische Filmkommission lehnte den Film ab, der in Deutschland zu einem der erfolgreichsten Filme der 60er wurde.
2. Für seine Rolle des Hannibal Lecter in „Das Schweigen der Lämmer“ (Jonathan Demme, 1991) bekam Anthony Hopkins den Oscar als bester Hauptdarsteller. Er ist im Film nur gut 16 Minuten zu sehen.
3. Esmannuelle Labort spielt in „jenseits der Stille“ (Caroline Link, 1996) Sylvie Testuds Mutter. Labort ist neun Monate jünger als Testud.
4. Die Kinder in Michael Hanekes „Das weiße Band“ (2009) lachen nur ein einziges Mal ausgelassen: Als ein Bauer sich erhängt.
5. Außer Burghart Klaußner wurden alle erwachsenen Hauptdarsteller*innen in „Das schweigende Klassenzimmer“ (Lars Kraume, 2018) in der DDR sozialisiert.

MUSIK

1. „Stille Nacht, heilige Nacht“ (Franz Xaver Gruber, Joseph Mohr, 1818) ist eines der bekanntesten Weihnachtslieder weltweit – der deutsche Liedtext wurde in mehr als 300 Sprachen und Dialekte übersetzt.
2. „The Sound of Silence“ (Simon & Garfunkel, 1964) gäbe es nicht ohne Paul Simons Badezimmer. Denn der Songwriter kam auf den Text, weil er schon als Jugendlicher im Bad Gitarre spielte – im Dunkeln.
3. Der Songtitel „Enjoy the Silence“ (Depeche Mode, 1990) wird in der Single-Version nicht gesungen, in Remixen dagegen kommt die Zeile häufig vor.
4. Die Rockballade „Don't Speak“ (No Doubt, 1996) handelt laut Liedtexterin Gwen Stefani von ihrer Trennung von Bandmitglied Tony Kanal nach sieben Jahren Beziehung.
5. Die Liedzeile „Shut Up“ (Black Eyed Peas, 2003) kommt im gleichnamigen Song ganze 87 Mal vor.

Auflösung

PSYCHOTEST

Wer viel schweigt, ist introvertiert, heißt es oft. Das muss nicht stimmen, doch tatsächlich sind introvertierte Menschen eher ruhig, extrovertierte tendenziell lauter. Welcher Typ sind Sie?

Text: Cristina Plett und Pia Saunders | Illustration: David Stach



Herzlichen Glückwunsch, Sie haben Geburtstag! Wie feiern Sie?

- 1 Gar nicht. Ich verschweige das Datum so gut es geht, gehe meinem Alltag nach und versuche, möglichst nicht im Mittelpunkt zu stehen.
- 2 Ich miete einen Club und lade meine Freund*innen ein, also circa 400 Leute. It's my day to shine und das sollen auch alle mitbekommen!
- 3 Ich verbringe einen gemütlichen Abend zu Hause in kleiner Runde (und fühle mich geliebt!).



Drehen wir den Spieß um. Sie werden zu einer Geburtstagsparty eingeladen. Was tun Sie?

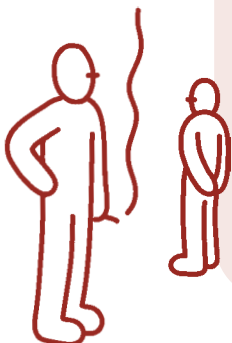
- 1 Richtig Bock! Ich werfe mich in Schale und freue mich darauf, ein paar süße neue Gesichter kennen-zulernen.
- 2 Das Geburtstagskind weiß, dass ich Partys nicht mag. Ich wurde nur rein symbolisch eingeladen und muss nicht absagen.
- 3 Ich hadere ewig mit mir und überlege abzusagen, um mir einen Abend auf der Couch zu gönnen. Wenn ich spontan doch hingeh, komme ich viel zu spät.

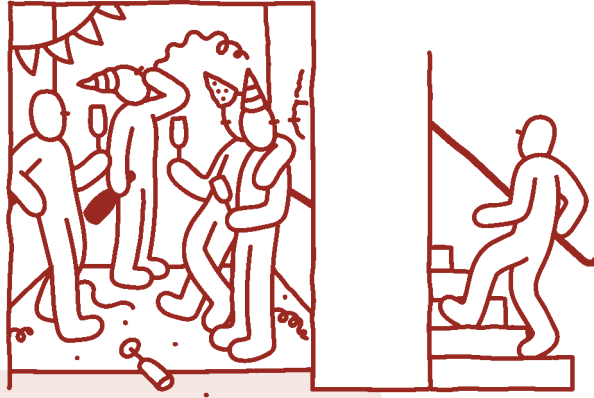
Genug des Vergnügens, sprechen wir übers Malochen. Auf dem Weg zur Arbeit kommt Ihnen zufällig ei- ne Bekannte aus Studienzeiten ent- gegen. Wie reagieren Sie?

- 1 Heiliger Bimbam, schnell weg! Ich lege mich unters nächste Auto und hoffe, dass es nicht losfährt.
- 2 Ich setze ein falsches Lächeln auf, begrüße sie freundlich und freue mich innerlich, dass ich schnell weiter muss.
- 3 Wie toll! Wir drücken uns herzlich und ich erzähle ihr in aller Ausführlichkeit, was ich gemacht habe, seit sich unsere Wege trennten. Leider muss sie irgendwann los und ich komme nicht dazu, sie nach ihrem Leben zu fragen.

Apropos: Wie stehen Sie eigentlich zu Freundschaften?

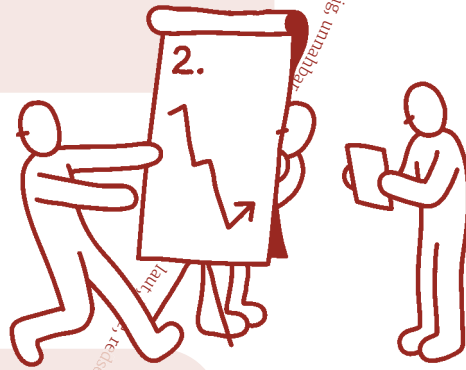
- 1 Qualität geht vor Quantität.
- 2 Freundschaften sind schön, aber ganz ehrlich: Am liebsten unterhalte ich mich dann doch mit mir selbst.
- 3 Je mehr, desto besser! Schließlich muss ja immer jemand Zeit für mich haben.





Ihr Büro liegt im elften Stockwerk eines Hochhauses, am einfachsten kommen Sie mit dem Aufzug hoch. Wie finden Sie die tägliche Fahrstuhlfahrt?

- 1 Unangenehm, aber ich habe meine Strategie entwickelt: bloß keinen Augenkontakt und immer schön auf die eigenen Fußspitzen starren.
- 2 Ich nehme immer die Treppen. Danke, das sagt genug.
- 3 Ich liebe Fahrstuhlfahren. Wo sonst kann man in so kurzer Zeit Menschen so gut kennenlernen? Schon beim Einsteigen grüße ich mit einem gut gelaunten „Hallo!“.



Oben angekommen, müssen Sie im Büro eine Powerpoint-Präsentation vor 20 Kolleg*innen halten. Was löst diese Vorstellung bei Ihnen aus?

- 1 Was soll sie schon auslösen? Mache ich doch jede Woche! Die Kolleg*innen hängen mir nur so an den Lippen.
- 2 Ich bekomme etwas zitterige Knie, aber ich kriege das schon hin. Immerhin weiß ich, was ich tue.
- 3 Blanke Panik. Kann das nicht jemand anderes übernehmen?

Endlich Feierabend! Wie erholen Sie sich von einem anstrengenden Arbeitstag?

- 1 Ich schreibe in die WhatsApp-Gruppe meiner Clique, um herauszufinden, was die anderen 30 so machen. Im Notfall nerve ich meine Mitbewohner*innen, denn ich will auf keinen Fall allein zu Hause sitzen!
- 2 Der volle Supermarkt ist zwar eine Qual für mich, aber trotzdem gehe ich noch schnell einkaufen, um mir was Leckeres zu kochen. Außer meinem Thai-Curry will ich heute niemanden mehr sehen.
- 3 Ich bin mit meinen beiden besten Freund*innen beim Italiener verabredet. Ein gemütliches Abendessen in kleiner Runde, was gibt es Schöneres?



Auflösung

Sie haben am meisten **GRÜN**: Sie sind eher introvertiert. Schweigen? Für Sie gar kein Problem. Am liebsten arbeiten Sie alleine oder mit Menschen, die Sie gut kennen. Ihre Energiereserven füllen sich am nachhaltigsten, wenn Sie es ruhig angehen lassen und Zeit mit sich selbst verbringen. Größere Gruppen erschöpfen Sie – und Smalltalk ist überhaupt nicht Ihr Ding.

Sie haben am meisten **BLAU**: Sie sind ambivertiert, Ihre Persönlichkeit liegt also zwischen Intro- und Extraversion. Manchmal sind Sie gern unter Menschen, schätzen es aber auch, Zeit für sich zu haben. Sie sind anpassungsfähiger als ein Chamäleon! Schweigen oder sprechen Sie lieber? Das hängt ganz von Ihrer Stimmung ab.

Sie haben am meisten **ORANGE**: Sie sind eher extrovertiert. Fette Partys und neue Kontakte knüpfen sind für Sie ein Hochgenuss. Reden ist Gold, wenn es nach Ihnen geht! Ihre Batterien laden Sie am besten durch soziale Interaktionen auf – allein sein ist die Urangst der Extrovertierten.

↑ unangenehm, aber ich habe meine Strategie entwickelt; bloß keinen Augenkontakt und immer schön auf die eigenen Fußspitzen starren; Ich nehme immer die Treppen; Danke, das sagt genug; Ich liebe Fahrstuhlfahren; Wo sonst kann man in so kurzer Zeit Menschen so gut kennenlernen? Schon beim Einsteigen grüße ich mit einem gut gelaunten „Hallo!“; Oben angekommen, müssen Sie im Büro eine Powerpoint-Präsentation vor 20 Kolleg*innen halten; Was löst diese Vorstellung bei Ihnen aus? Was soll sie schon auslösen? Mache ich doch jede Woche! Die Kolleg*innen hängen mir nur so an den Lippen; Ich bekomme etwas zitterige Knie, aber ich kriege das schon hin. Immerhin weiß ich, was ich tue; Blanke Panik. Kann das nicht jemand anderes übernehmen? Endlich Feierabend! Wie erholen Sie sich von einem anstrengenden Arbeitstag? Ich schreibe in die WhatsApp-Gruppe meiner Clique, um herauszufinden, was die anderen 30 so machen. Im Notfall nerve ich meine Mitbewohner*innen, denn ich will auf keinen Fall allein zu Hause sitzen! Der volle Supermarkt ist zwar eine Qual für mich, aber trotzdem gehe ich noch schnell einkaufen, um mir was Leckeres zu kochen. Außer meinem Thai-Curry will ich heute niemanden mehr sehen. Ich bin mit meinen beiden besten Freund*innen beim Italiener verabredet. Ein gemütliches Abendessen in kleiner Runde, was gibt es Schöneres?

„Dann müsstest sie schon alle töten“

2017 wurde die Journalistin Daphne Caruana Galizia ermordet – im EU-Land Malta. Zum Schweigen gebracht von Auftragsmördern, mutmaßlich weil sie Korruption und Geldwäsche in Regierungskreisen aufgedeckt hatte. Ihr Sohn Matthew (33), selbst Journalist, setzt ihr Vermächtnis fort.

Interview: Svenja Meier und Cristina Plett

Herr Caruana Galizia, wie haben Sie vom Tod Ihrer Mutter erfahren?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Ich war zu dem Zeitpunkt zu Hause. Ich hörte die Explosion und sah, dass ein Auto in die Luft geflogen war. Dann wurde mir bewusst, dass es ihr Auto war.

Wusste Ihre Mutter damals, dass sie in Gefahr war?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Wenn du als Journalist an einer Geschichte arbeitest, kannst du nicht einfach aufhören, nur weil du dich in Gefahr wahnst. Meine Mutter machte weiter, weil sie ein Pflichtgefühl verspürte. Aber sie wusste, dass die Leute, über die sie schrieb, zu Gewalt fähig waren.

Hat dieses Wissen ihre journalistische Arbeit beeinflusst?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Es verlieh ihren Texten mehr Dringlichkeit. Am Anfang ihrer Karriere schrieb meine Mutter sehr humorvoll und frech. Mit der Zeit wurden ihre Texte viel ernster, weil sie gemerkt hatte, wie gefährlich ihre Arbeit geworden war.

Sie sind selbst Journalist. Hätten Sie sich gewünscht, dass Ihre Mutter weniger hartnäckig recherchiert hätte? Wie sehen Sie das als Sohn

und wie als Journalist?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Natürlich wünsche ich mir, dass meine Mutter noch am Leben wäre. Gleichzeitig bin ich unglaublich stolz auf sie: Sie zu ermorden war die einzige Möglichkeit, sie zum Schweigen zu bringen.

Nach ihrem Tod sagte der Chef von Reporter ohne Grenzen, Christophe Deloire: „Die Mörder woll-

ten sie zum Schweigen bringen, sie wollen uns zum Schweigen bringen. Aber sie werden keine

Minute Schweigen bekommen.“

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Die Mörder töteten meine Mutter nicht ohne Grund mit einer Bombe. Das war eine Nachricht an alle anderen: „Seht her, wir können euch umbringen – wann immer wir wollen, auf dramatischste Weise, am helllichten Tage, vor eurem Haus. Niemand wird uns aufhalten.“ Die Reaktion darauf kann nicht sein zu schweigen.

Denken Sie, das könnte heute, drei Jahre später, wieder so passieren?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Natürlich. Seitdem hat sich nicht viel verändert. Der Unternehmer Yorgen Fenech soll den Mord an meiner Mutter in Auftrag gegeben haben. Er war Teil eines Korruptionsnetzwerks, zu dem auch Regierungsmitglieder zählten, die immer noch auf freiem Fuß sind.

Was hat sich für Sie persönlich seit dem Tod Ihrer Mutter verändert?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Ich habe meinen Job beim ICIJ (International Consortium of Investigative Journalists, Anm. d. Red.) gekündigt und begonnen, Vollzeit an ihrem Fall zu arbeiten. Mein Leben dreht sich nun zu 100 Prozent darum, was meiner Mutter angetan wurde. Die Korruption, die dem vorausging, und die Korruption heute. Korruption in Malta ist für mich eine Frage von Leben und Tod geworden. Alles dreht sich um Gerechtigkeit.

Diese Journalist*innen wurden seit dem Tod von Daphne Caruana Galizia weltweit ermordet.

2020:

Amiri Zamir
Ahmad Abdelsamad
Safaa Ghali
Youssef Satar
Nabil Hasan
Jorge Miguel Armenta Avalos
Maria Elena Ferral Hernández
Victor Fernando Álvarez Chávez
Alex Ogbu
Aziz Memon
Lourenço „Léo“ Veras
Abdulwali Ali Hassan „Online“
Abdel Nasser Haj Hamdan
Amjad Aktalati

2019:

Khairkhal Sultan Mahmoud
Rahmani Rahimullah
Arya Shafiq
Papy Mahamba Mumbere
Ahmed Hussein-Suale
Lyra McKee
Néhémie Joseph
Leonardo Gabriel Hernández
Hisham Fares Al-Adhami
Mauricio Lezama
Edgar Joel Aguilar
Mohamed Ben Khalifa
Nevith Conde Jaramillo
Jorge Ruiz Vázquez
Rogelio Barragán Pérez
Norma Sarabia Carduza
Omar Iván Camacho Mascareño
Francisco Romero Díaz
Telésforo Santiago Enríquez
Santiago Barroso
Jesus Eugenio Ramos Rodríguez
Rafael Murua Marquez
Precious Owolabi
Urooj Iqbal
Mirza Waseem Baig
Ali Sher Rajpar
Malik Amanullah Khan
Benji Caballero
Dindo Generoso
Eduardo Dizon
Abdinasir Abdulle Ga'al
Hodan Nalayah
Mohamed Sahal Omar
Abdel Hamid Al-Youssef
Mohamed Rashed
Saad Ahmad
Obed Nangbatna
Vadym Komarov

2018:

Inghar Mohammad Salim
Ahmadi Ramaz
Faramarz Samim
Arghand Abdolmanan
Shah Ahmad
Salimi Ali
Talah Salim
Fezi Shah Marai
Rajabi Noroz Ali
Rasoli Ghazi
Darani Maharam



Foto: privat

Matthew Caruana Galizia und seine Mutter Daphne.

Was macht Ihnen Mut?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Man braucht nur eine sehr kleine Anzahl an Menschen, um wirklich etwas zu verändern. Wenn man sich Kriminelle und korrupte Politiker anschaut, dann sind das vielleicht Gruppen von fünf bis zehn Personen. Wenn so wenige Menschen einen so großen Schaden anrichten können, dann kann eine genauso kleine Gruppe diesen Schaden beheben.

Durch den Tod Ihrer Mutter sind Sie schlagartig zu einer öffentlichen Person geworden. Wann haben Sie begonnen, sich öffentlich zu äußern?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Als ich angestellter Investigativjournalist war, stand ich gar nicht in der Öffentlichkeit. Wir durften weder über den Inhalt unserer Arbeit sprechen noch unsere Meinung äußern, damit man uns bei Recherchen keine Voreingenommenheit vorwerfen konnte. Ich schwieg also. Auch weil ich wollte, dass meine Arbeit für sich steht. Erst kurz vor dem Tod meiner Mutter fing ich an, öffentlich über Korruption zu reden. Ich hielt es nicht mehr aus.

Glauben Sie, Sie leben jetzt gefährlicher als vor dem Tod Ihrer Mutter?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Vor unserem Haus steht jetzt immer Polizei, aber abgesehen davon sind es eher indirekte Bedrohungen, die mir Angst machen. Meine Mutter war von Regierungsmitgliedern wegen Verleumdung angeklagt worden. Nach ihrem Tod haben wir – nach maltesischem Recht – die Fälle geerbt. Die Kläger hatten nur wenige Anklagen fallen gelassen. Aber

uns fehlen die Beweise, um uns zu verteidigen: Ich kenne die Quellen meiner Mutter nicht. Vieles war auf ihrem Handy, zu dem wir keinen Zugang haben. Viele Dokumente zu ihren Recherchen wurden in ihrem Auto zerstört.

Wie könnte man Journalist*innen besser schützen?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Die einzige Möglichkeit liegt in der strafrechtlichen Verfolgung der Kriminellen, über die Journalisten berichten. Wenn es Straffreiheit für Korruption und organisierte Kriminalität gibt, dann gibt es auch Straffreiheit für die Ermordung einer Journalistin. Ermittelt die Polizei hingegen, macht es keinen Sinn, die Journalistin zu ermorden. Dann müssten Kriminelle schon alle töten, was offensichtlich unrealistisch ist.

Gibt es etwas, worüber Journalist*innen schweigen sollten?

MATTHEW CARUANA GALIZIA

Wenn man über Korruption berichtet und die Polizei nicht ermittelt, es keinen Prozess und auch sonst keine Reaktion gibt, dann muss man seine Meinung sagen. Ab einem gewissen Punkt muss man laut sein, sonst begibt man sich in noch größere Gefahr. So lange niemand weiß, wofür du stehst, weiß im Zweifel auch keiner, wofür du getötet wurdest. Der Staat könnte behaupten, du seist aus anderen Gründen ermordet worden. Man kann nicht so tun, als wäre man neutral, bis man tot ist – genau das wird einen das Leben kosten. □

DER FALL DAPHNE CARUANA GALIZIA

Am 16. Oktober 2017 stirbt Daphne Caruana Galizia im Alter von 53 Jahren durch eine Bombe in ihrem Auto. Die Journalistin hatte die Panama Papers mit ausgewertet, interne Dokumente einer panamaischen Kanzlei, die weltweit anonyme Briefkastenfirmen verkauft hatte. Rund 400 Journalist*innen aus 80 Ländern recherchierten zu den Papieren. Am 4. Dezember 2017 nimmt die maltesische Polizei drei mutmaßliche Täter fest. Als Auftraggeber steht aktuell der Geschäftsmann Yorgen Fenech im Verdacht. Caruana Galizia hatte zu seiner Firma 17 Black recherchiert, von der Regierungsmitglieder über zwei Briefkastenfirmen mit Sitz in Panama Bestechungsgelder erhalten sollten. Bei Redaktionsschluss lief der Prozess gegen ihn noch.

Kakeker Sabvon
Hananzavi Ebadollah
Tokhi Yar Mohammad
Jamal Khashoggi
Ueliton Bayer Brizon
Marlon De Carvalho Araújo
Jairo Sousa
Jefferson Pureza
Hu Xin (胡欣)
Paul Rivas
Javier Ortega
Gerald Fischman
Rob Hlaesen
John McNamara
Wendi Winters
Aaron Smeltzer
Michael McCormick
Chandan Tiwari
Achyutananda Sahu
Shujaat Bukhari
Vijay Singh
Navin Nischal
Sandeep Sharma
Muhammad Yusuf
Jesús Alejandro Marquez
Mario Gómez
Rubén Pat
José Guadalupe Chan Dzib
Héctor González
Juan Carlos Huerta
Leobardo Vázquez Atzin
Carlos Domínguez Rodríguez
Ángel Gahona
Sohail Khan
Abid Hussain
Zeeshan Ashraf Butt
Ahmed Abou Hussein
Yaser Murtaja
Joey Llana
Dennis Denora
Edmund Sestoso
Alexander Rastorguyev
Kirill Radchenko
Orkhan Dzhemal
Ján Kuciak
Awil Dahir Salad
Abdirizak Said Osman
Abdirisak Qasim Iman
Raed Fares
Mostafa Salama
Bashar Al-Attar
Ahmed Al Hamzi
Issa Al-Nuaimi
Anwar Ar-Rokn
Abdullah Al Qadri
Mohamed Al Qadesi

2017:

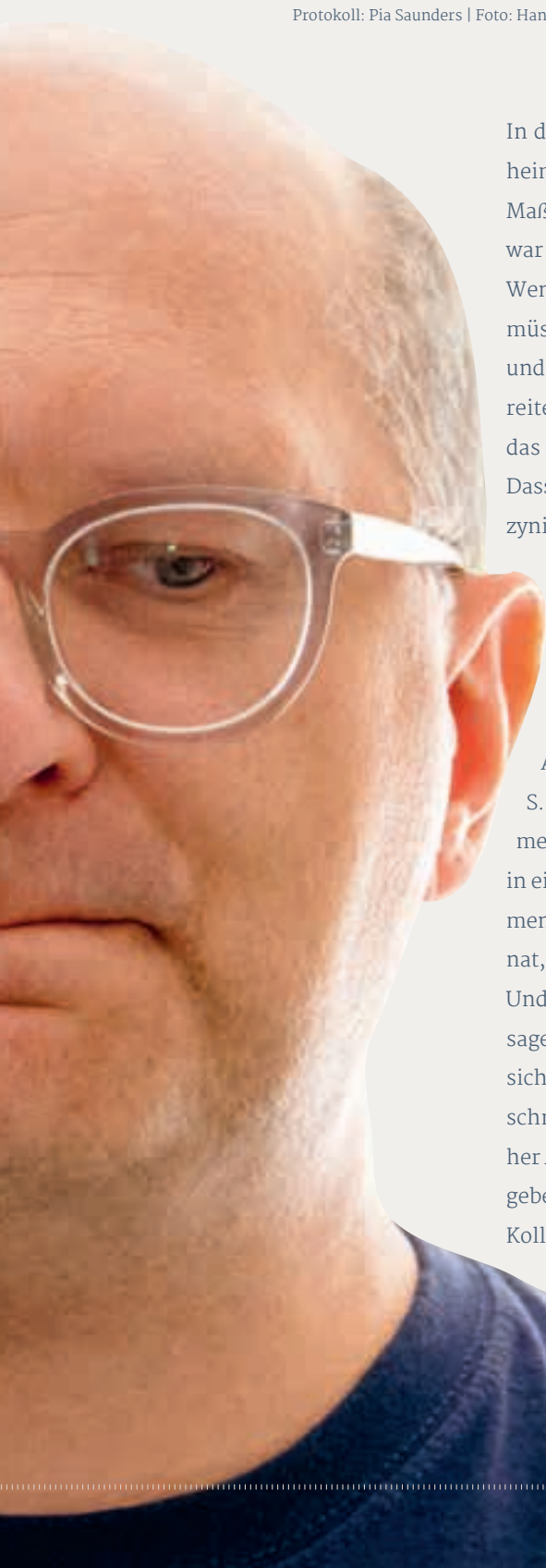
Hosseini Mehdi
Hossien Nazari
Navin Gupta
Sudip Datta Bhaumik
Lozada Christopher Iban
Mohamed Ibrahim Gaabow
Qays Al-Qadi
Karam Qabbishou

Quelle: Reporter ohne Grenzen

Porwoll schweigt

Martin Porwoll hat einen der größten Medizinskandale der deutschen Geschichte aufgedeckt. Sein Chef, der Apotheker Peter S., verdünnte Krebsmedikamente, teilweise, bis sie nicht mehr wirken konnten. An seinen Opfern verdiente S. Millionen. Hier erzählt der Whistleblower, warum so lange geschwiegen wurde.

Protokoll: Pia Saunders | Foto: Hannes Stepputat



In der Apotheke war es ein offenes Geheimnis, was im Labor passierte. In dem Maße, in dem Peter S. geschummelt hat, war es augenfällig. Fiktives Beispiel: Wenn Sie 100 Spritzen vorbereiten müssen, es liegen aber nur 20 im Regal und am Ende sind trotzdem 100 vorbereitet – dann fällt jedem Trottel auf, dass das nicht passt.

Dass über die Panscherei nicht oder nur zynisch gesprochen wurde, hatte mehrere Gründe. In der Apotheke wurden immer 150 Prozent gegeben. Es gab genug zu tun, das mich und meine Kollegen davon abhielt, sich wirklich Gedanken zu machen. Außerdem verdiente man gut. Peter S. hat grundsätzlich 20 bis 30 Prozent mehr bezahlt als man durchschnittlich in einer vergleichbaren Position bekommen hätte. 200, 300 Euro mehr im Monat, schon guckt man weg.

Und was sollten meine Kollegen denn sagen? Ohne Beweise schadet man nur sich selbst. Wir wären sofort rausgeschmissen worden. Es hatte schon früher Anschuldigungen gegen Peter S. gegeben, die nichts bewirkt hatten. Meine Kollegen hatten also bereits erlebt, dass Vorwürfe an ihm abprallten. Die

Labormitarbeiter konnten nicht auf die Daten zugreifen, die das beweisen. Am Ende blieb es nur ein Gefühl, die Unsicherheit, die auch bei mir am Anfang herrschte. Anders als ich haben aber die meisten meiner Kollegen ihr Schweigen nie gebrochen.

Dass ich das getan habe, hat den Unterschied gemacht zwischen einem Verbrechen und einem perfekten Verbrechen. Von einem perfekten Verbrechen hätten wir nie erfahren. Haupteigenschaft des Schweigens ist, dass man vom Verbrechen nie erfährt, wenn das Schweigen erfolgreich ist. Es gibt die Realität des Verbrechens, aber wenn konsequent darüber geschwiegen wird, gibt es das Verbrechen ja nicht. Schweigen verändert die Realität.

Natürlich habe ich immer wieder daran gedacht, was im Labor passiert, dann verschwand der Gedanke wieder, kam wieder auf. Von Ende 2015 an ist er nicht mehr weggegangen. Ich habe angefangen, zu überlegen, wie ich es beweisen könnte. Und wenn man eine neue Stelle anfängt, bekommt man nicht gleich alle Zugriffsrechte. Erst Anfang 2016 hatte ich Zugriff auf alle Daten, die ich brauchte. □

Wie Martin Porwoll das Schweigen brach, lesen Sie auf der gegenüberliegenden Seite.